OLZ

XXXVI / 6 JUNI 1933

Altsyrische Profandichtung in gereimten Siebensilbnern.

Von A. Baumstark.

Die gesamte uns heute noch kenntlich werdende altsyrische Poesie scheint religiösen Inhaltes zu sein. Diese religiöse Dichtung ist durchweg reimlos. Ja, wenn eine soeben durch H. H. Schaeder[1] vertretene Anschauung zutrifft, hätten ihre Verse ursprünglich selbst einer festen Bindung der Silbenzahl entbehrt. Statt in Siebensilbnern, wie sie schon das Perlenlied der Thomasakten aufweist und noch Aphrem bevorzugte, hätte noch Bardaiṣān in dreihebigen Versen gedichtet, in denen die Zahl der unbetonten Silben gleichgiltig gewesen wäre. Erst auf seinen Sohn Harmonios ginge entsprechend einer Nachricht bei Sozomenos Kgesch. III 16 die auf griechischem Vorbild beruhende feste Bestimmung der Silbenzahl syrischer Verse zurück.

Demgegenüber mag es als angezeigt erscheinen, auf zwei Splitter alter Profandichtung hinzuweisen, deren Verse bereits nicht nur die unverbrüchliche Siebenzahl der Silben, sondern sogar den Endreim aufweisen. Von den unter dem Verfassernamen Iṣhaq von Antiocheia stehenden Dichtungen der Mēmrā-Gattung knüpft eine[2] an zwei Verse eines profanen Dichters (ܡܢ ܒܕܝܠ) an, die der Dichter vom Munde eines Jünglings gesungen gehört habe und die er wörtlich anführt. Sie lauten[3]:

ܡܐ ܒܝ ܠܐ ܗܕܐ ܒܚܣ
ܒܚܕܐ ܕܒܪܥ ܒܚܒ

Das sind gereimte Siebensilbner strengen Baues. Allerdings sind es eben auch nur zwei Verse, und man könnte einwenden, daß bei der gleichmäßigen Siebenzahl der Silben und noch mehr bei dem Endreim bloßer Zufall möglich sei. Auch bei den freieren Versen Bardaiṣāns, die Schaeder bei Theodoros bar Kōnī erkennt, kommt es ja vor, daß zwei unmittelbar aufeinanderfolgende gerade die späterhin kanonische Zahl von sieben Silben aufweisen, und ein zufälliges Reimen auch von mehr als drei aufeinanderfolgenden Versen ist bei Aphrem wahrlich keine Seltenheit. Dazu kommt, daß wir nicht einmal wissen, von welchem der verschiedenen Homonymen, deren Nachlaß unter dem Dichternamen Iṣhaq von Antiocheia zusammengeflossen ist[1], das an jenes Zitat anknüpfende Gedicht herrührt. Ist somit dieses selbst nicht bestimmter datierbar, so ist es noch um so weniger die Profandichtung, der das Zitat entstammt. Nichts zwingt jedenfalls, ihren unbekannten Verfasser für älter zu halten als Bardaiṣāns Sohn Harmonios.

Um so bedeutsamer ist deshalb die zweite etwas umfangreichere Gruppe von Versen, für die ein so hohes Alter meines Erachtens als gesichert gelten darf. Sie finden sich, bislange unbeachtet, als stillschweigendes Zitat in dem merkwürdigen, populär-stoischen Geist atmenden Briefe des Samosateners Mārā an seinen Sohn Serapion[2], für dessen Verständnis die Übersetzung von F. Schultheß[3] noch weit davon entfernt ist, ganze Arbeit geleistet zu haben. Je häufiger ich mich mit dem Texte beschäftige, um so unabweislicher erscheint es mir, seine Entstehung bis in die unmittelbare Nähe der jüdischen Katastrophe von 70 hinaufzurücken und die Deportation des Mārā aus seiner Vaterstadt mit dem von Flavius Josephus, Jüd. Krieg VII 7 § 1ff. berichteten Vorgehen der Römer gegen Samosata in Zusammenhang zu bringen.

In der Schilderung des Jammers der Deportierten sagt nun hier Mara[4]:

ܐܝܟ ܐܢܚܢܐ ܫܒܥ ܚܕ
ܚܪܝܡܐ ܗܟܝܠ ܚܫܒ ܚܕ
ܡܕܡ ܠܐ ܡܫܟܚ ܠܢ
ܫܒ ܒܝܬ ܚܕ ܫܒܥ

Daß wir es mit einem Dichterzitat zu tun haben, verrät schon die inhaltliche Kraft der Sprache, die in ihrer Bildhaftigkeit weit über die im Zeichen griechischer Schulrhetorik stehende Diktion des umgebenden Brieftextes emporwächst. Zu einer finstern Wolke ballt sich das Seufzen der heimatlos Fortgeführten, Bergeshöhe übersteigt die Größe ihres Leids. So redet nur Dichterwort. Dazu kommt, daß zu-

1) Bardesanes von Edessa in der Überlieferung der griechischen und der syrischen Briefe. Zeitschrift für Kirchengeschichte LI (1932) S. 21—74.

2) S. Isaaci Antiocheni doctoris Syrorum opera omnia ed. G. Bickell, Gießen 1877. II S. 108—141.

3) v. 35f. (a. a. O. S. 110f.).

1) Vgl. in meiner Geschichte der syrischen Literatur S. 63—66.

2) W. Cureton, Spicilegium Syriacum S. ܡ—ܢ.

3) ZDMG LI S. 365—391.

4) A. a. O. S. ܟ.

nächst die zwei letzten der von mir abgeteilten Verse die strenge Siebenzahl der Silben aufweisen. Dasselbe gilt von dem zweiten, wenn man das jener Höchstkraft dichterisch bildhaften Ausdrucks gegenüber unendlich matte ܡܛܠ wegläßt. In der Tat ist dieses wie das ܐܡܪ vor der ersten Verszeile lediglich Element der Einführung des Zitates. Ich würde übersetzen: „Da (hies es dann): ‚Gewaltig stark ward unser Schmerz' und in Wahrheit: ‚Viel ward unser Weinen ob unserm Untergang . . .'." Allerdings fehlt nach Tilgung jener beiden Elemente dem ersten Verse eine Silbe zur vollen Siebenzahl. Aber es fehlt dann zugleich eine syntaktische Verbindung zwischen ihm und dem zweiten. Eine solche würde aber gerade durch die Hinzufügung eines einsilbigen Wortes, eines ܒ, am Anfang des ersten Verses gewonnen. Der ursprüngliche Zusammenhang wäre alsdann gewesen: „Als gewaltig stark geworden war unser Schmerz, (da) wurde viel . . ." Diesen Zusammenhang hätte Mārā, indem er eine — jedenfalls in weiten Kreisen bekannte — Dichterstelle in seine Erzählung verwob, durch die Einfügung seiner zweiteiligen Zitationsformel leicht modifiziert.

Es fragt sich, ob und welche Schlüsse aus den in jedem Falle auch hier vorliegenden gereimten Siebenzeilern einer noch vorchristlichen Profandichtung den Feststellungen gegenüber sich ziehen lassen, zu denen Schaeder bezüglich der metrischen Form Bardaiṣāns zu gelangen glaubt. Zunächst dürften sie wohl geeignet erscheinen, eine gewisse Skepsis jenen Feststellungen gegenüber nahezulegen. Entscheidend wäre es in dieser Richtung, wenn etwa, wie ich beinahe den Eindruck habe, auch die Dichtung Bardaiṣāns selbst, die bei Theodoros bar Kōnī[1] vielleicht doch nicht ganz so gut erhalten ist, als Schaeder annimmt, gereimt gewesen sein sollte. Demgegenüber ist es jedoch wieder von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß Schaeder[2] ein Selbstzitat Bardaiṣāns von drei — dann sicher des Reims wie der festen Silbenzahl entratenden — Versen auch in dem Dialog des sog. „Buches der Gesetze der Länder" glaubt feststellen zu können. Auch bleibt die von ihm hervorgehobene Tatsache beachtlich, daß der reimlose dreihebige Vers ohne feste Silbenzahl in der mandäischen Dichtung herrschend geblieben ist und es anscheinend auch in der manichäischen war, und beachtlich bleibt, daß wenigstens der Reim auch der gesamten älteren christlichen Dichtung in syrischer Sprache ferne blieb.

1) H. Pognon, Inscriptions mandaites des coupes de Khouabir S. 123. Ausgabe von A. Scheu C.S.C.O. Scriptores Syri. Ser. 2. LXII, S. 308.
2) A. a. O. S. 61.

Die Entwicklung wäre vielleicht in dem Sinne zu begreifen, daß im Gegensatze zu einer schon mit fester Silbenzahl und Reim arbeitenden Profandichtung die religiöse syrische Poesie verschiedener Richtung zunächst, hierin wohl an älteste pagane Kultdichtung anknüpfend[1], den altertümlicheren reimlosen Dreiheber festgehalten hätte. Nur in sie, nicht in die syrische Poesie schlechthin wäre dann erst durch Harmonios die feste Silbenzahl, aber nicht der Reim eingeführt worden. Diese Metrik des Harmonios wäre dann von Aphrem übernommen und nach seinem Vorbild von der gesamten späteren christlichen Dichtung festgehalten worden, bis in islamischer Zeit in diese unter dem Einfluß des arabischen Vorbildes auch der Reim seinen Einzug hielt.

Umgekehrt wird, nachdem die Verwendung des Reims in Verbindung mit strenger Silbenzählung mindestens für die altsyrische Profandichtung einer um Jahrhunderte vor der Blütezeit der ǧāhilīja-Poesie zurückliegenden Zeit gesichert scheint, die Frage aufgeworfen werden müssen, ob nicht von jener Seite her zunächst einmal jedenfalls der arabische Reim geschichtlich zu erklären sein dürfte. Darüber hinaus wird aber einmal auch die Möglichkeit eines genetischen Zusammenhangs zwischen arabischen und syrischen Metra ins Auge gefaßt werden müssen. Sollten *raǧaz* und *sarī'* oder selbst *ḫafīf* und die Langform des *ramal* nicht in einem Zusammenhang mit dem lyrischen Zwölfsilbner, das Distichon des *basīṭ* und *ṭawīl* nicht in einem solchen mit der vierzeiligen Strophe syrischer Siebensilbner zu erforschen sein?

Wie dem allem auch sei, die vier uns durch Mārā erhaltenen gereimten Siebensilbner gehören jedenfalls zu dem ältesten auf uns gekommenen syrischen Literaturgut, an Alter erreicht oder übertroffen wohl nur von der *Pšīttā* zum Pentateuch, und schon dieses ehrwürdige Alter sollte ihnen einiges Interesse sichern.

Besprechungen.

Allgemeines.

Sprengling, Martin: **The Alphabet**, its Rise and Development from the Sinai Inscriptions. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1931]. (XI, 71 S.) gr. 8°. = Oriental Institute Communications, No. 12. $ 1 —. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Der Verf., ein Arabist, hat offenbar die ganze über das Sinaischrift-Problem vorhandene Literatur gründlich studiert und versucht

1) Vgl. in diesem Sinne den Hinweis auf die Stele von Carpentras und den keilinschriftlichen aramäischen Beschwörungstext aus Uruk bei Schaeder S. 56.

nun, seinerseits die Lösung desselben weiterzuführen. Zu diesem Zweck geht er von den Resultaten aus, die die letzten vor seinen eigenen erschienenen Untersuchungen von Cowley (Journ. Eg. Arch. XV, 1929), Grimme (Die altsemit. Buchstabeninschriften, 1929) und Leibovitch (ZDMG NF IX, 1930) zutagegefördert hatten.

In dem ersten Teil der Arbeit werden diese Resultate kritisch betrachtet und gleichzeitig eine nicht geringe Anzahl neuer Vorschläge geboten. Diese Abweichungen vom Bisherigen beruhen sowohl auf verschiedener Lesung einzelner Zeichen wie auch auf anderer Wortabteilung. Im Gegensatz zu den meisten der früheren Entzifferungsversuche (vor allem Grimmes) fällt (wie schon bei Cowley) ein überaus dürftiger Inhalt der Inschriften auf; immer wieder erscheinen die Ausdrücke *tnt* „Gabe", *b'lt* „Baalat", *mhb* „geliebt", *nṣb* „Steinmetz", *bn šmš* „Ben Šemeš", N.pr. u. ä. Im ganzen findet der Verf. einen Wortvorrat von nur 37 verschiedenen Wörtern in den Inschriften gegenüber mehr als 60 bei Grimme. So würden sich denn nach Spr. die Inschriften fast ausschließlich als Weiheinschriften herausstellen, die offenbar nicht viel mehr als Namen und Titel des Stifters oder des Steinmetzen und den Namen der betr. Gottheit enthielten. Man wird sich sicherlich von vornherein lieber für solche nüchternen Deutungen entscheiden als für die reichlich kühnen etwa Eislers oder Grimmes.

Immerhin kann man, wenn man einmal all die bisher aufgebrachten Deutungsversuche überblickt, sich nicht des Eindrucks erwehren, daß wir von einem abschließenden Verständnis der Sinaiinschriften noch recht weit entfernt sind. Auch mit den vorsichtigen Deutungen Cowleys und Sprenglings dürfte noch nicht das letzte Wort in dieser Sache gesprochen sein.

In einem zweiten Abschnitt des Büchleins werden die Lesungen und Deutungen der Inschriften Nr. 345 bis 359 übersichtlich zusammengestellt unter Beifügung handzeichnerischer Wiedergaben der Inschriften. Außerdem werden hier noch die 1930 von Taylor (J. Pal. Or. Soc. X) veröffentliche Gezer-Scherbe sowie die von Barrois (Rev. bibl. XXXIX, 1930) publizierten kleinen Sinai-Fragmente behandelt, ohne jedoch irgendwie nennenswerte Ausbeute zu liefern.

In einem dritten Kapitel sucht der Verf. den von ihm als richtig anerkannten Inhalt der Inschriften in Übereinstimmung zu bringen mit den Zuständen der Sinai-Halbinsel, wie sie Breasted in seiner History of Egypt (2nd ed., S. 190f.) schildert (vgl. auch Barrois, Aux mines du Sinai, Rev. bibl. XXXIX). Der Verf. versetzt die Abfassung der Inschriften in die Zeit Amenemhets III. (1849—1801), in der die Ausbeutung der Malachitminen der Sinai-Halbinsel auf dem Höhepunkte stand. Die Ausbeutung wurde von ägyptischen und semitischen Arbeitern gemeinsam betrieben, und ein semitischer Aufseher, der von einem ägyptischen Schreiber die ägyptischen Schriftzeichen kennen gelernt hatte, ohne freilich in das verwickelte System der ägypt. Schrift einzudringen, wurde der Erfinder einer für ein semitisches Idiom geeigneten reinen Buchstabenschrift, die er wohl zunächst für seine Buchführung anwenden mochte, die sich aber nach Anbringung einiger Modifikationen auch als brauchbar für Steininschriften erwies. Es entsteht nun weiter die Frage: Wer waren jene am Sinai beschäftigten Semiten? Im Gegensatz zu Grimme (semit. Sklaven aus Ägypten), Cowley (Negebiten aus Palästina) u. a. nimmt der Verf. die zwischen dem Roten und dem Toten Meer damals hausende semitische Völkergruppe der Se'iriten (hebr. שֵׂעִיר, die *šēri* der Tell-Amarnabriefe) dafür in Anspruch. Es handelt sich nach dem Verf. um eine eine westsemitische Sprache redende Völkergruppe, die die Völkerwelle bildete, welche, aus der Völkerwiege des Semitentums hervorkommend, auf die akkadisch-amoritische Welle folgte und um ein halbes Jahrhundert der Entstehung von Israel-Juda vorherging. Daß es keine Israeliten haben sein können (vgl. Grimme), geht nach Spr. 1. aus der Zeit der Abfassung der Inschriften hervor, 2. aus der in den Inschriften zutage tretenden Religion; vgl. *Ba'alat* sowie die von Spr. in den Eigennamen gefundenen *Ilāt* (südarab.), *šmš* (Sonne), *s jn* (Mond), *zhr* (Venus ? ?). Ob die diese enthaltenden Eigennamen wirklich richtig gelesen sind, scheint mir freilich sehr fragwürdig zu sein.

Der 4. und letzte Abschnitt des Buches enthält eine Darstellung der weiteren Geschichte des Alphabets. Nach dem Verf. sind die nord- und die südsemitische Schrift zwei unabhängige direkte Fortsetzungen der „se'iritischen" Sinaischrift. Im Gegensatz zu der Ansicht Grimmes, daß die Formen der thamudischen und safatenischen Schrift der Sinaischrift am nächsten ständen, sieht der Verf. das sinaitische Vorbild am besten in der minäischen Schrift bewahrt — m. E. zu Unrecht. Die Abweichungen der nordsemitischen Schrift führt Spr. auf zwei Ursachen zurück: 1. Die Vorliebe gewisser Zeichen für parallele Liniengruppe (z. B. *h, ḫ, s*) oder dreieckiger Formen (*d, r*) beruht auf dem Vorbilde der Keilschrift. (Eine umgekehrte Beeinflussung sucht A. T. Olmstead in einem Exkurs (S. 57—62) zu erweisen, indem er in höchst gekünstelter Weise das Keilschriftalphabet von Ras Schamra als Umsetzung des Sinaialphabetes in Keilschriftformen darzustellen sich bemüht.) 2. Die so häufigen geschwungenen Linien der nordsem. Schrift (*b, l, m, n* u. a.) sollen nach Spr. auf ägyptischen Einfluß (Schreibrohr!) hinweisen. Daß bei der Herausbildung der nordsemitischen Buchstabenformen vielleicht auch Einflüsse vom Westen her wirksam gewesen sind, erwähnt der Verf. nicht, und doch scheint dem Ref. diese Möglichkeit, wie er schon mehrfach zu betonen Gelegenheit gehabt hat, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen zu sein. Die altindische Brāhmī-Schrift leitet auch Spr. nach Bühlers Vorgang aus der nordsemitischen Schrift ab; ob in dem altind. Zeichen für *b* (□) ein erhaltener, den Indern von den Aramäern überlieferter Archaismus (vgl. sin. Nr. 348: □) zu sehen ist, dürfte stark zu bezweifeln sein. In den aramäischen Schriften kommt m. W. eine solche Form nirgends vor.

Zum Schluß wird die weltweite Verbreitung der nordsemitischen Schrift in ihren weiteren Entwicklungsformen kurz skizziert, ohne daß damit etwas Neues gesagt würde.

Die Arbeit hat ihren Wert als weiterer Beitrag zu einer möglichst vorurteilslosen, nicht zuviel zu erreichen strebenden Ausdeutung der vielumstrittenen und vielumworbenen Inschriften.

Feldhaus, Dr.-Ing. h. c. Franz M.: **Die Technik der Antike und des Mittelalters.** Wildpark-Potsdam: Akad. Verlagsges. „Athenaion" 1931. (IV, 442 S., 14 Taf., 452 Abb.) 4°. = Museum der Weltgeschichte. Die staatliche, wirtschaftliche, soziale, geistige und kulturelle Entwicklung der Völker in Einzeldar-

stellungen, hrsg. von Paul Herre. RM 27—. Angez. von August Köster, Malente i. Holst.

Verfasser, einer der wenigen Spezialisten für die Erforschung der Geschichte der Technik, gibt uns aus dem reichen Schatze seines Wissens einen, wenn auch nicht systematisch geordneten, so doch im allgemeinen auch für den Historiker erschöpfenden Überblick über die technischen Fertigkeiten und Errungenschaften, wie sie den einzelnen Zeitaltern und Völkern bis ins späte Mittelalter hinein eignet. An Hand zahlreicher Abbildungen, z. T. in den entlegendsten Quellen aufgestöbert, wird die Technik der Urzeit (Steinzeit, Gußzeit, Schmiedezeit), des alten Orients (Ostasien, Indien, Vorderasien, Ägypten), der klassischen Welt sowie des Mittelalters behandelt, stets mit dem Hinweis, ob und woher die betreffende Technik entlehnt wurde, oder woher die Anregung kam. Einige historische und kulturhistorische Unebenheiten mögen als Schönheitsfehler bewertet werden, sie beeinträchtigen den Wert des Buches nicht. Daß jegliche Quellenangabe fehlt, ist für den Wissenschaftler allerdings schmerzlich und macht es für den wissenschaftlichen Gebrauch weniger geeignet. Das Literaturverzeichnis, für Archäologen, Historiker usw. äußerst wertvoll, hätte man vielleicht etwas ausführlicher, vor allen Dingen weniger subjektiv gewünscht.

Clemen, Carl: **Religionsgeschichte Europas.** II. Bd.: Die noch bestehenden Religionen. Heidelberg: Carl Winter 1931. (VII, 335 S., 23 Textabb.) 8°. = Kulturgeschichtl. Bibliothek, begründet von W. Foy†. II. Reihe: Bibliothek der Europäischen Kulturgeschichte, 2. RM 10—; geb. 12—. Bespr. von Joh. Hempel, Göttingen.

In vier Kapiteln werden das Judentum, das Christentum, der Islam und der (bei den Kalmücken lebendige) Lamaismus besprochen, in einer „Schlußbemerkung" die jüngste Propaganda asiatischer Religionen in Europa kurz skizziert. Sollte aus diesen Kapiteln eine „Religionsgeschichte Europas" werden, so waren zwei Wege gangbar: entweder es mußte bei den einzelnen Religionen ihre europäische und ihre außereuropäische Gestalt einander gegenübergestellt und — im Sinne Clemens — in die Äußerungen der unmittelbaren Frömmigkeit hinein verfolgt werden, um auf diesem Wege die Veränderungen und Besonderheiten herauszuarbeiten, die ihnen „Europa" eingetragen hat. Oder es mußte versucht werden, unter grundsätzlicher Besinnung auf das Wesen Europas als einer von Christentum und Griechentum getragenen Geistesgemeinschaft von diesem aus zu zeigen, wie „Europa" die in ihm lebendigen Fremdreligionen umgestaltet hat. Im zweiten Falle hätte sich eine Anordnung nach geistigen Zeitaltern mehr empfohlen; aber auch, wenn man den ersten gehen und damit, wie Cl., nach Religionen ordnen wollte, mußte innerhalb der einzelnen der Zusammenhang mit dem Ganzen der europäischen Geistesgeschichte hergestellt werden. Wie weit das geschehen ist, mag eine Übersicht über das Kapitel „Das Judentum" zeigen. Sein erster Abschnitt: Das jüdische Altertum ist unzureichend, da er an dem inschriftlichen und archäologischen Material der römisch-jüdischen Katakomben weithin vorbeigeht und statt dessen sich einseitig auf die literarischen Quellen oder Rückschlüsse aus christlichen Sitten und Gebeten stützt. Die Frage, wieweit die „Juden" in der Diaspora volksmäßig Juden und wieweit sie Proselyten sind, wird nicht in der durch Rosens Forschungen notwendigen Schärfe gestellt und damit die jüdische Mission nicht hinreichend gewürdigt. Das „Jüdische Mittelalter" schildert zunächst ausführlich die Bedrückungen der Judenschaft durch die christlichen Staaten bis ins 18. Jahrhundert und wendet sich dann ihrer inneren Geschichte zu: dem Gottesdienst mit besonderer Hervorhebung der Piutim und der wachsenden Bedeutung der Mischna wie des Talmud, welche gegen immer erneute „messianische" Bewegungen von dem Bericht des Socrates, Hist. eccl. VII 38, 1ff. bis zum Untergang der Sabbatianer nach 1791, auch die Karäer und die „Theosophen" der Kabbala Eigengut vertreten. Die jüdische Philosophie des Mittelalters wird auf 5 Seiten abgetan, ihre Zusammenhänge mit der arabisch-griechischen kaum gestreift. Auch die jüdische Neuzeit wird zunächst als Geschichte der rechtlichen Emanzipation auf der einen, der Pogrome auf der anderen gestaltet. Die Orthodoxie des Ostjudentums, die im Zusammenhang der Auswanderung auch auf den Westen einwirkt, wird durch den Chassidismus innerlich belebt, während die gottesdienstlichen Reformversuche des Westens, mit Moses Mendelsohn anhebend, anderer Herkunft sind. Ihr Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesgeschichte der Aufklärung wird wieder wenig beachtet. So erhalten wir eine gewiß kenntnisreiche, vor allem an Dubnow, Elbogen und Philippson orientierte Geschichte des Judentums auf europäischem Boden, die entscheidenden Vorgänge aber verschwinden weithin hinter mehr oder weniger geschickt ausgewählten Einzelheiten, ein Bild, das für das Buch als Ganzes typisch ist. Die Religionsgeschichte Europas als Stück der Geistesgeschichte unseres Erdteils gehört noch der Zukunft an.

Schmidt, Erich F.: **Anatolia through the Ages.** Discoveries at the Alishar Mound 1927—29. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1931]. (X, 165 S., 213 Abb.) gr. 8°. = The Oriental Institute of the University of Chicago. Oriental Institute Communications. 11. $ 2 —. Bespr. von Stefan Przeworski, Warschau.

Bekanntlich hat im J. 1927 am Alişar-Hüyük in Anatolien eine Expedition des Orientalischen Instituts von Chicago unter der Leitung von H. H. von der Osten und E. F. Schmidt Ausgrabungen im großen Maßstabe begonnen, die seitdem alljährlich fortgesetzt werden. Über einen Teil der Ergebnisse der ersten Grabungskampagne berichtet ausführlich Bd. VI der Oriental Institute Publications (1930). Für alles andere waren wir bisher auf kurze Berichte und Notizen angewiesen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß die Resultate der J. 1927—29 jetzt schon (wenn auch nur in vorläufiger und gemeinverständlicher Form) vorliegen. Die Ausführungen des Verfassers sind durch einen knappen Anhang von der Ostens ergänzt, der auf Grund seiner Arbeiten in den J. 1930/1 manche Ansichten von Schmidt mit Recht ablehnt bzw. berichtigt.

Dank dieser reich illustrierten Schrift werden wir jetzt mit den am meisten interessanten und charakteristischen Funden aus Alişar bekannt, die sich auf die Zeit vom Neolithikum bis zur frühosmanischen Besiedlung verteilen. Schmidt versucht auch den Entwicklungsgang der materiellen Kultur zu erfassen und die einzelnen Schichten chronologisch und historisch zu präzisieren. Das letztere gelingt ihm freilich nicht immer einwandfrei. Insbesondere wird die IV. Schicht irrtümlich mit der Zeit des Neuen Reiches identifiziert. Von den ihr zugehörigen Funden weist ein Teil der Keramik unzweideutige Verwandtschaft mit derjenigen aus dem III. Tumulus von Gordion (VIII. Jhd. v. Chr.) auf, und zwar sowohl in bezug auf Formen und Technik wie auch Ornamente (Fig. 158). Ferner deutet der typische Knickhenkel mit Rotellenwülsten, die Schmidt als „modeled to resemble animal head" (S. 114) bezeichnet, auf die Zeit nach der Invasion der Nordvölker. Das gleiche gilt von den in dieser Schicht angetroffenen Bronzefibeln und Eisenwaffen. Wenn also dabei ein Siegel mit heth. Hieroglyphen zum Vorschein kam, so bedeutet das nur, daß dieses Schriftsystem nach dem Falle des Hethiterreiches auch in der Glyptik Verwendung fand, wie dies für die Monumentalkunst genügend bezeugt ist. Danach scheint also die Burg der IV. Schicht nicht von den Nordvölkern, sondern von den Kimmeriern zerstört worden zu sein.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß in der II. oder vielmehr mit von der Osten III. Schicht Fragmente von zwei altassyrischen Keilschrifttafeln der Gattung der Kültepe-Texte entdeckt wurden. Weitere Funde aus den folgenden Jahren sind bereits signalisiert.

Wegen der großen Bedeutung der Ausgrabungen von Alişar für kleinasiatische Archäologie dürfen wir wohl erhoffen, daß die wissenschaftliche Publikation der Ergebnisse prompt erfolgen wird[1].

Ägyptologie.

Ricke, Herbert: **Der Grundriß des Amarna-Wohnhauses.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1932. (VIII, 75 S., 26 Taf., 60 Abb. im Text.) 4°. = Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Tell El-Amarna, IV. = 56. Wissensch. Veröffentl. der Deutschen Orient-Gesellschaft. RM 54 —; geb. 61.50. Bespr. von H. Frankfort, London.

Die sorgfältige Arbeit Rickes leidet an einigen Mängeln, die man ihm wohl nur zum kleinsten Teil vorwerfen kann. Es ist kaum anzunehmen, daß der intelligente und eifrige Verfasser sich freiwillig auf eine ausschließliche Behandlung des Grundrisses des Amarna-Wohnhauses beschränkt hat, zumal er den engen Zusammenhang mit dem Aufbau und mit sozialen Faktoren anerkennt (S. 3, 21). Der Grundriß aber ist sein Thema; und er hat nun versucht, diesen aus dem „Urtyp" des ägyptischen Wohnhauses zu „entwickeln". Er nimmt eine einräumige Urwohnung aus Matten an; aus der Innenteilung des rechteckigen Raums entsteht dann eine Dreiraumgruppe, die schon im Grundriß einiger frühdynastischer Gräber belegt ist. In derselben Zeit findet man auch schon ein Grab von etwas komplizierterer Form mit einem dreiteiligen Grundriß (S. 16 n. 2), der als Grundtyp für den Amarna-Plan dienen kann. „Ordnet man die Grundrißtypen nach der Größe und Raumzahl, so erhält man eine Reihe, in der jedes einzelne Glied eine logische Fortentwicklung des vorhergehenden und die Vorstufe des nachfolgenden Gliedes darstellt."

Dem Rezensenten erscheint aber diese Art der Behandlung unzulässig, denn die Vorgeschichte des Amarna-Wohnhauses bleibt bei dem vollständigen Fehlen einschlägigen Materials reine Konstruktion, und die Einordnung der Amarna-Häuser in eine Entwicklungsreihe verdunkelt den Tatbestand.

Was die Vorgeschichte des Amarna-Hauses betrifft, so ist es klar, daß Ricke (so wie jeder an diesen Dingen Interessierte) einen tiefen Eindruck von Andraes „Gotteshaus und die Urformen des Bauens im alten Orient" empfangen hat. Das Erstaunlichste an Andraes Arbeiten ist aber der innige Zusammenhang

1) Vgl. Archiv Orientální 4, 1932, 376ff.

zwischen theoretischer Interpretation und Tatsachenbefund, den er aufrecht erhält. Und während er für Mesopotamien zahlreiche Baureste und Darstellungen auf Siegelabdrücken usw. anführen kann, die ihn bis fast an die früheste prähistorische Besiedlung des Zweistromlandes heranbringen, haben wir in Ägypten fast nichts, womit man die Lücke von 2000 Jahren füllen kann, die Amarna von der prädynastischen Zeit trennt. Wie irrelevant übrigens die theoretische Rekonstruktion der Vorgeschichte des Amarna-Grundrisses ist, erfährt man unzweideutig, wenn man auf S. 16 die „Gestaltungsgesetze" betrachtet. Diese sind klar und vollkommen zutreffend abgefaßt; sie bedürfen aber in keiner Weise der vorangehenden entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen, sondern sind rein aus dem Befund in Tell el Amarna selbst abzulesen, wie sie denn auch mehr oder weniger ausgesprochen in früheren Arbeiten (wie Glanvilles Aufsatz in dem von mir herausgegebenen „The Mural Painting of el-Amarneh") zu finden sind. Rickes genauere Fassung unterscheidet im Grundriß „drei hintereinanderliegende Streifen, von denen jeder seine besondere, abgegrenzte Aufgabe zu erfüllen hat. Der vordere Grundrißstreifen enthält die Räume, die das private Leben der Hausbewohner und das öffentliche Leben der Wohngemeinschaft voneinander trennen bzw. miteinander verbinden. Alle Hauseingänge führen in Räume des vorderen Streifens. Der mittlere Grundrißstreifen ist nur durch den vorderen zugänglich. Er umfaßt die Räume, in denen sich das gemeinsame Leben aller Hausbewohner abspielt. Der hintere Grundrißstreifen, der nur vom mittleren Streifen aus zugänglich ist, enthält die intimen Räume des Hauses".

Man mag noch weiter gehen und Ricke beistimmen, wenn er behauptet, daß den einfachsten wie den größten Häusern „das gleiche Gestaltungsgesetz zugrundeliegt". Dies heißt aber keineswegs, wie er will, daß beide „Stufen der gleichen Entwicklungsreihe darstellen". Nicht nur, daß wir diese Entwicklungsreihe nirgends sich in der Zeit entfalten sehen, sondern dieser Begriff ist überhaupt irreführend. Es gibt zahlreiche kleine Häuser, die nicht als ältere Entwicklungsstufen, sondern geradezu als Vereinfachungen der komplizierteren Anlagen zu verstehen sind. Wenn man das Verhältnis der Amarna-Häuser untereinander in ein Bild fassen will, so ist dazu die „Reihe" nicht geeignet, sondern nur „Variationen über ein Thema". Wo dieses Thema entstanden ist, wissen wir nicht; in Kahun gibt es nur einige wenige Elemente (s. u.) davon. In Amarna ist es aber da und findet seine häufigste Verkörperung in dem von Ricke „Normaltypus" genannten Haus. Es existiert aber eigentlich in Gestalt einer Bautradition. Diese stellt offenbar den Baumeistern gewisse Elemente (Raumgruppen) und gewisse Kompositions-Schemata zur Verfügung, aus denen sie jedesmal diejenigen wählen, die den Umständen entsprechen[1]. So finden wir in Amarna ein fortwährendes Schwanken zwischen den Polen Reichtum und Armut, Wohnhaus und Werkstatt, Amtswohnung und Privatsitz, ohne daß wir jedoch den Eindruck erhalten, daß jedes Haus nun eine rein für sich dastehende Lösung darstellt.

Obwohl wir behaupten, daß nur funktionell Bestimmtes und nicht historisch Bestimmtes uns in Amarna verständlich ist, so dürfen wir dennoch von einer Bautradition reden, erstens weil man Ricke ja zugeben muß, daß „eine neue Wohnkultur nicht erst in Amarna erwachsen sein kann", und weiter, weil die Kombination der Raumgruppen unter funktionellem Zwang mit so großer Sicherheit gehandhabt wird. Es ist eben zweierlei, die Wirkung einer Tradition zu erkennen, oder sie entwicklungsgeschichtlich erklären bzw. ihr Alter feststellen zu wollen. Die in den tatsächlich erhaltenen Häusern vorliegende Verkörperung dieser Tradition ist aber nicht zu verstehen, wenn man sich auf das Studium der Grundrisse in vacuo beschränken muß, sondern nur, wenn man die Häuser im vollen organischen Zusammenhang mit dem Gelände betrachtet, das heißt also mit den Verkehrswegen, den Nachbarhäusern, dem Charakter des Stadtviertels als Ganzem und auch der sozialen Stellung des Bewohners, die sich aus den Kleinfunden oft genug erschließen läßt. Dies alles war Ricke wohl nicht möglich. Da aber seiner Publikation besondere Bedeutung zukommt, weil sie die Hauptergebnisse der bahnbrechenden Arbeiten der D. O. G. der

1) Als Beispiel, wie das verstanden sein soll, dieses: Setzen wir voraus, daß als Kompositionsschema der dreiteilige Grundriß gewählt wird. Dann gibt es für den vorderen Streifen eine Anzahl Raumgruppen als Elemente, die zu einem solchen Streifen zusammengefügt werden können. Erstens kann der Streifen ein nicht direkt von außen zugängliches „Empfangszimmer" haben oder nicht. Hat er eins, so kann der Zutritt durch den Vorraum auf der einen Schmalseite direkt stattfinden oder diesem Vorraum kann ein Türhüterraum vorgelagert werden. Der Vorraum kann die ganze Breite des Streifens in Anspruch nehmen oder nur die Hälfte; die andere Hälfte kann zu einem Wirtschaftshof Zutritt geben oder ein abgeschlossener Lagerraum sein oder auch dem vorderen Streifen in dem Sinne entzogen werden, daß er gegen das „Empfangszimmer" abgeschlossen und nur von dem Mittelstreifen aus zugänglich ist. Eine ähnliche Reihe von feststehenden Raumgruppen gibt es für den gegenüberliegenden Teil des vorderen Streifens.

Öffentlichkeit bekannt macht, schien es angebracht, darzutun, welche prinzipiellen Einwände man gegen die Ausdeutung des Befundes erheben muß.

Es ist aber klar, daß die Ergebnisse der Grabung selbst und damit der Hauptwert von Rickes Arbeit durch unsere Einwände nicht berührt wird. Nicht nur seine Tafeln, sondern auch seine sorgsame Diskussion der Grundrisse besitzen bleibenden Wert. Sogar die entwicklungsgeschichtlichen Ausführungen sind nicht ohne Ertrag: interessante Aufnahmen von primitivem Hausbau im modernen Ägypten und in Nubien; weiter ein Abschnitt, in dem die nie recht verstandenen Hauspläne von Kahun, von Hölscher ergänzt, überzeugend und neuartig ausgedeutet werden. Sie sehen dem Amarna-Hause recht unähnlich. Nicht nur das Fehlen der Gärten und die enge Zusammenfassung von Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude fällt auf, denn das wäre aus dem Umstand zu erklären, daß wir es hier mit Bauten aus einer eng ummauerten Stadt zu tun haben, sondern die für Amarna typische Dreistreifenteilung des Grundrisses fehlt vollkommen: nicht nur liegt das Schlafzimmer des Herrn neben der Mittelhalle, sondern es ist sogar von der „Empfangshalle" aus zugänglich, während die intimen Räume mit eigenem Badezimmer, Kammern und eigenem Hof zu einem gesonderten Komplex, der wohl zu Recht von Ricke als Harem angesprochen wird, vereinigt sind.

Ein letzter Abschnitt behandelt schließlich alle erhaltenen königlichen Paläste. Ricke behauptet, Echnatons Wohnpalast in Amarna sei noch nicht gefunden, und es mag sein, daß er tatsächlich größtenteils im heutigen Fruchtlande liegt. Jedenfalls zeigt Rickes Rekonstruktion der Grundrisse aller Palastdarstellungen in den Felsgräbern, daß überall ein und dasselbe Gebäude gemeint ist, und daß dieses mit keiner der ausgegrabenen Ruinen zusammenhängt. Auch die sonstwo ausgegrabenen Paläste werden in Plänen gezeigt und besprochen mit Einschluß derer, die Hoelscher jüngst dem schon einmal ausgegrabenen Medinet Habu abgewonnen hat.

Keilschriftforschung.

Andrae, W.: Kultrelief aus dem Brunnen des Assurtempels zu Assur. Leipzig: J. C. Hinrichs 1931. (II, 11 S. m. 6 Abb. u. 7 Taf.) 4°. = 53. Wiss. Veröffentl. der Deutschen Orient-Gesellschaft. RM 16.20. Bespr. von C. Frank, Berlin.

Während der deutschen Ausgrabungen in Assur wurde im Brunnen des Assurtempels in mehr als 11 m Tiefe ein Relief (aus weißlichgrauem Gipsstein 1,36 × 0,90 × 0,23 m) gefunden. Es war durch den Sturz in mehrere Stücke zerbrochen. An der rechten Seite (vom Beschauer) weisen die Spuren (besonders an der Schwanzpartie der Ziege) auf einen anderen o. Zw. früheren gewaltsamen Eingriff (durch eine Säge o. ä.).

Nachdem es gelungen war, die einzelnen Bruchstücke wieder zusammenzufügen, ergab sich ein Relief, bis dahin wohl einzig in seiner Art: Drei Figuren — eine große in der Mitte und zwei kleinere je zur Seite — stehen dem Beschauer in voller Vorderansicht gegenüber. Die mittlere überragt die kleineren um mehr als das Doppelte; es ist eine mächtige Männergestalt, etwas üppig, fettgepolstert, mit nacktem Oberkörper, während der Unterteil in einem Rocke mit Bergmustern, der sogar die Füße verhüllt, steckt. Die Arme sind an die Brust gelegt; aus den Händen streben über jede Schulter ein thyrsosähnlicher Stab hinauf und nach außen vom Kopfe weg. Dieser Kopf selbst sitzt fest, ohne Hals, auf den breiten Schultern; die Backen tragen einen langen Vollbart, der bis auf die Brust herunterfällt. Auf dem anscheinend haarlosen Schädel ist bis auf die abstehenden Ohren eine ziemlich hohe, halbrunde Mütze oder Kappe (ähnlich der persischen Kullah) gestülpt, mit Flechtband und demselben Bergmuster wie auf dem Rock. Die leeren Augenhöhlen, deren Einsatzstücke fehlen, lassen den Blick etwas glotzend erscheinen und betonen die Frontstellung der ganzen Figur wie des Reliefs selbst. Fast völlig zerstört ist leider die Nase, aber nach den Spuren zu schließen und im Vergleich mit den Nasen der Seitenfiguren war sie geradlinig, mit gerundeter Spitze und leicht geblähten Flügeln. Der Mund, etwas beschädigt, weist schmale, fast verkniffene Lippen auf wie die kleineren Gestalten. Allen gemeinsam sind die großen geschwungenen Augenbrauen, die auf der Nasenwurzel zusammenstoßen. Weder dies noch unbedingt die Form der Nase braucht als Rassenmerkmal angesehen zu werden. Sind doch diese Art Augenbrauen uns aus der sumerischen, ja aus der ganzen Kunst Mesopotamiens schon seit langem genau bekannt. Eher mögen die weichen „schwammigen" Gesichtszüge — beachte das oben schon erwähnte gute Fettpolster der großen Figur — eine Rasseneigentümlichkeit darstellen, soweit nicht etwa eine Eigenart des Stils, der von der frischen, herberen des assyrischen Stils sich abhebt, vorliegt.

Außer den beiden Stäben, die die Hauptgestalt über den Schultern trägt, springen hinter ihr zwei weitere Stäbe gleicher Form hervor. Auf diesen balanzieren zwei Ziegen und fressen von den Früchten — sicher Koniferen, nicht Trauben, wie Andrae annimmt — der oberen Stäbe.

Die kleineren Gestalten rechts und links — wohl weiblichen Geschlechts — reichen der großen Figur kaum bis zur Hüfte; sie sind sich auch sonst in allem gleich, tragen dieselben Vasen (Aryballumartig) vorn auf der Brust, aus denen in hohem Bogen Wasserstrahlen zu Boden spritzen. Auch der Rock ist im Wasserstrahlenmotiv gehalten, fließend und leicht gewellt. Dasselbe Motiv kennzeichnet die eng anliegenden Mützen oder Kappen, die das Schädeldach nur wenig überhöhen. Darunter sind die Ohren sichtbar, und kurz gehaltenes, buscheliges Haar umrahmt die Wangen. Auch bei diesen Figuren sind die Füße zerstört, wenn sie überhaupt unter den langen Röcken je sichtbar dargestellt waren.

Im einzelnen: Andrae schreibt einmal Asurtempel und das andermal Assur[1]. Von dem Brunnen des Assurtempels wissen wir wegen der fehlenden Publikation noch nichts Näheres. Vier Brunnen jedoch sind uns aus den Inschriften bekannt. Vgl. Unger, Stadtbeschreibung von Assur in RLA I 3 S. 184 § 37 f. 5 (vgl. § 37a 1 für den Assurtempel). Keiner kommt hier in Betracht. Auch nicht der Brunnen, den Aššuruballiṭ I. zuschütten ließ, da die Beschreibung der Lage des Brunnens nach der assyr. Inschrift (s. Ebeling-Meissner-Weidner, Die Inschr. d. altassyr. Könige S. 38 XVII I) nicht hiermit übereinstimmt. — So auffallend die Frontdarstellung der Relieffiguren ist, so sind uns doch schon früher solche Darstellungen bekannt geworden, z. B. der riesige „Gilgamesch" mit dem Löwen im Louvre (Abb. s. Weber, Assyr. Kunst Taf. 27 u. a.) oder die Ištar aus Assur (s. Andrae, D. arch. Ischtartempel Taf. 27 u. 28). Dazu neuerdings ähnliche Darstellungen aus Ur (aus gebr. Ton in Antiq. Journal XI (1931) Taf. LII 1) und aus Uruk (Gott und Göttin s. Jordan, Vorl. Bericht 1930 Taf. 15). Ferner aus Karkemisch (nackte Göttin, s. Syria XII 3 (1931) Pl. LIV 2) und aus Tell Halaf (s. Oppenheim Taf. 9 b). — Für den Typ Hochrelief ist besonders die Ischtar von Assur (bei Smith, Hist. of Assyria S. 66 als BM No 118996 bezeichnet(?)) — beachte nebenbei die Schneckenlocken wie bei der Sphinx von Tell Halaf — heranzuziehen. — Auch das Motiv des Berggottes und der Wasserstrahlen begegnet in der sumerischen Kunst und sonst wieder; vgl. Unger, Weihbecken des Gudea RLV IV 2, 2 Taf. 200 c oder Siegelzylinder B. M. 89115 bei Weber, Siegelb. (AO XVII/XVIII) Nr. 375. — Für die Ziegen siehe ähnliche Darstellung aus Sendschirli bei Weber, Hethit. Kunst Taf. 42 (aber schlanker, lockerer). — Über die Technik und Sitte der eingelegten Augen (Andrae S. 7 f.) siehe noch v. Bissing, Zeit und Stil der „chetit". Reliefs in AfO 1931, bes. S. 179, und andere zahlreiche Figuren aus Assyrien. — An sich dürfte das Kultrelief am Brunnen selbst als symbolische Figur gestanden haben.

Die wichtige Frage, aus welcher Zeit denn dieses Relief stammt, behandelt Andrae ausführlich S. 5—10 und zieht zum Vergleich viel Material besonders für die Gewänder, die Kappen, die Augen, Ohren und Nase wie für die Körperverhältnisse im allgemeinen herbei, ohne zu einer ganz sicheren und genauen Zeitbestimmung zu gelangen. Das ist auch recht schwierig. Der bedeutungsvollste Anhalt, das Schuttmaterial in dem zugeschütteten Brunnen, versagt wie dieser selbst; eine historische Notiz fehlt ebenso wie eine Inschrift am Relief. Andrae (S. 5) nimmt als spätestes Datum, da das Relief noch stand, die Zerstörung des Tempels, die „mit dem Untergang des Assyrerreiches (612—606) zusammenfallen muß" und bei dem das Relief gestürzt und zerstört wurde, an. Freilich wäre an sich denkbar, daß das Relief noch viel später, etwa erst bei der Anlegung der parthischen Burg und der dadurch bedingten Einebnung des Assurtempels in den Brunnen geworfen worden sein könnte.

Daß das Relief, wie Andrae S. 5 meint, wegen seines Gewichtes nicht weiter weg gestanden haben sollte, ist nicht stichhaltig, so wahrscheinlich sein Platz am Brunnen ist. Ersehen wir doch z. B. aus dem assyr. Relief Sanheribs in Ninive (s. Unger, Assyr. u. Babyl. Kunst S. 121), wie ein viel gewaltigerer Stierkoloß von der Schiffslandestelle über Land befördert wurde. Außerdem mußte doch die Gipssteinplatte, aus der das Relief gemeißelt wurde, selbst erst aus der Ferne herbeigeschafft werden!

Nach dem Vergleichsmaterial (S. 5—10) kommt Andrae zu dem Schluß, daß das Relief etwa um die Mitte des 2. Jahrtsds. (S. 6) anzusetzen wäre. Das wird im ganzen wohl stimmen. Aber assyrisch ist es nicht; noch ist eine Richtung darin erkennbar, die auf die assyrische große Kunst, die national-assyrische Kunst, wie sie etwa mit Tukulti-Ninurta I. (etwa 1250) anhebt, hinwiese. Das Relief steht ziemlich allein, im Genre etwa mit dem Ischtarrelief aus Assur, zusammen; fremdartiger fast als die Tell Halaf-Denkmäler der älteren Zeit, für die v. Bissing a. a. O. S. 178ff. sichere Grundlagen gegeben hat. Es gehört aber wohl sicher in die Zeit kurz vor dem assyrischen Aufstieg; noch Aššuruballiṭs Siegel (etwa 1370) ist „fremd" und nicht assyrisch, eher kassitisch oder sonst von außen beeinflußt. Einen solchen Einfluß scheint auch Andrae für unser Relief anzunehmen. Demnach muß das Relief einer Zeit stärksten fremdartigen Kultur- und politischen Einflusses entstammen, und das wäre noch die Zeit Aššuruballiṭs und die Jahrhunderte vor ihm. Damit kommen wir immerhin bis in die Mitte des 2. Jahrtausends oder sogar etwas darüber hinaus.

Zur Deutung, die Andrae gibt, noch so viel. Es handelt sich wohl um einen Fruchtbarkeitsgott (eines nichtassyrischen Volkes); die samentragenden Koniferenzapfen und die Wasserstrahlen deuten offensichtlich darauf hin. Um Assur selbst, wie Smith a. a. O. S. 123 (Abb. 10)

1) Vgl. jetzt Tallqvist, D. assyr. Gott S. 6 ff. Beide Schreibungen A-šur und Aš-šur, letztere erst etwas später, kommen belegt vor.

annimmt, kann es sich ganz unmöglich handeln. Denn eine Schöpfereigenschaft Assurs, auch in der Natur, kommt nach Tallqvist a. a. O. S. 387, erst ganz spät in neuassyrischer Zeit, und da nur vereinzelt und erst auf ihn übertragen, vor.

Cavaignac, Prof. E.: **Les Annales de Subbiluliuma.** Strasbourg: Heitz & Cie. 1931. (27 S.) 4° 28 Fr. Bespr. von Ernst Tenner, Leipzig.

Eine Übersetzung der von Muršilis II. verfaßten Annalen seines Vaters Šuppiluliumaš veröffentlichte Cavaignac in der Revue des Études anciennes, 1930, S. 229f., ohne den hethitischen Text beizugeben. Er holt dies in dem vorliegenden schön ausgestatteten Werkchen nach, so daß der Leser nun bequem Text und Übersetzung nebeneinander benutzen kann. Zugrundegelegt ist die Umschriftausgabe Forrers in 2BoTU Nr. 31—44. Verf. gibt keine syllabische, sondern eine zusammenhängende Transkription, schaltet aber dabei oft sehr frei. So sieht man z. B. nicht ein, warum einzelne Ideogramme und Wörter ohne Not auseinandergerissen und auf zwei Zeilen verteilt werden, z. B. AN. ZA.|QAR (S. 6 § 25); SA.|BAL = akkad. *šapal* (S. 10); AG. ZAB.|ia (!) = hethit. *zaḫḫiia* (S. 13 § 4); A. BU.|IA (S. 15 § 6). Vielfach stört die Inkonsequenz in der Umschrift: sumerische und akkadische Bestandteile des Textes werden das eine Mal mit Majuskeln, das andere Mal mit Minuskeln geschrieben, z. B. KUR.*e* („Land") S. 20 und *kure* S. 6 § 25; IGSUD (= akkad. *ikšud*) S. 16 § 8 und *igsud* S. 4 § 3; die *Suti* erscheinen als SU. *te* und *sute* S. 16 § 7; ANA und *ana* usw. Warum ZINNID S. 12 § 1 für gut hethitisches *zinnit* („er war fertig")?

Die Übersetzung ist, von einigen Schiefheiten abgesehen, im großen und ganzen annehmbar.

Im einzelnen ist zu bemerken: S. 6 § 25. Statt *ururi* ist URU-ri zu lesen. — S. 6 § 26. Statt *gulannieskit* lies GUL-*an-ni-eš-ki-it*, statt *gamanbad* GAM-an-pít. — S. 9 Nr. 37. Eine Stadt *Anisapara* gibt es nicht. Es ist zu lesen URU*A-ni-ša pa-ra-a pa-a-an-za*. — S. 12 Nr. 41 § 1. *vallieškizzi* ist zweifelnd mit „espérait" übersetzt. Es heißt doch wohl „prahlte" (Sommer, Hethitisches II S. 59 u. Anm. 1). — § 2. ZABMES KIN sind „Arbeits-, Handwerkertruppen". — S. 13 § 3. Statt *eibzin* ist *e-ip-pir* („sie nahmen sie für sich fest") zu lesen. — § 4 Z. 1. Hinter *kuidmaza* fehlt *-kán* (wie bei Forrer). — § 4 Z. 2. *nam-ma-aš ar-ḫa šar-ra-at-ta-ri* ist nicht übersetzt. „Dann löste (Präs. histor.) er sich wieder los, entfernte er sich wieder." — S. 16 § 8. Warum ist LÚPA(UGULA)X nicht übersetzt? Über diese militärische Charge hat Friedrich in den MAOG IV S. 53f. ausführlich gehandelt. — § 8 letzte Z. *nuza* EZEN.HI.A *esesta*. Die Übersetzung „car c'était la fête" verwechselt *ešešta* („er richtete Feste aus, feierte Feste") mit *ešta* („er war"). — S. 17 § 9. Nicht *Takuhsilis*, sondern *Ta-ku-uḫ-li-ša* ist zu lesen. — S. 18 § 10. *nu-ya-ra-aš*(!)*-kán* LÚMEŠ URU*Ḫar-ri an-da ya-aḫ-nu-ya-an ḫar-kán-zi*. In der Übersetzung „les gens de Harri les enveloppent et les pressent" ist offenbar *ḫarkanzi* mit *ḫarkiianzi* (3. Pl. Präs. von *ḫark-*) verwechselt: „die halten die Ḫarri-Leute eingeschlossen". — S. 21 (= Kol. III 29). *zahhiu* (Druckfehler für *zaḫḫin*) *pais* nicht „ils vinrent à la bataille, sondern „er bot den Kampf an", 3. Sg. Prät. von *pāi* — „geben"; vgl. KUB IV 1 III 14 *nu za-aḫ-ḫi-in . . . pi-an-zi*. — S. 23 § 3 Z. 16. Zu dem nicht übersetzten *tu-u-ḫu-ši-ya-u-e-ni* vgl. Friedrich KlF 1, 290, Götze Madd. 126, Forrer Forsch. 1, 242, Tenner Annalentext 105 (25). — Leider wird die Arbeit durch zahlreiche Druckfehler entstellt. Nur wenige seien verzeichnet: S. 12 Nr. 41 § 1. Lies *Zugkuki* statt *Zugkusi*. — S. 16 § 7 Z. 3. Lies GUL-*aḫzi* statt GUL-*dahzi*. — § 7 Z. 7. Lies *nat* statt *pad*. — S. 23 § 2 Z. 12. Lies LÚPAP(KÚR) statt LÚPAL.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zu Jerusalem. Im Auftrage des Stiftungsvorstandes hrsg. von Prof. D. Albrecht Alt. 27. Jahrgang (1931). Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1931. (122 S., 1 Kartenskizze, 8 Abb. auf Taf.) gr. 8°. RM 4 —; geb. 5.25. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster i. W.

Da der vorige Jahrgang des PJb ausschließlich als Festschrift zu Gustaf Dalmans 75. Geburtstag dienen sollte, war in ihm der übliche Bericht über die Tätigkeit des Instituts nicht enthalten. Er wird daher in dem vorliegenden Band nachgeholt und mit dem Bericht über 1930 verbunden. Danach war die Arbeit des Instituts zwar in der Berichtszeit durch mannigfache Umstände erschwert, besonders 1929 durch die politischen Unruhen in Palästina, hat aber keineswegs geruht. Unter der Leitung Albrecht Alts ergeben die Ausflüge und Reisen des Instituts immer eine Ernte von neuen Beobachtungen und Entdeckungen, über die der Bericht, der diesmal fast die Hälfte des Bandes umfaßt, mancherlei mitzuteilen weiß. So wurde (um wenigstens eines zu erwähnen, was Alt selbst als wichtig hervorhebt) bei einem Ausflug südwestlich von Hebron in einer selten besuchten Gegend der Verlauf und die Bedeutung der Römerstraße von Jerusalem nach Süden festgestellt; sie führte von Jerusalem nach Eleutheropolis und rundet sich mit der schon bei früheren Institutsreisen untersuchten nördlicheren Straße von Eleutheropolis nach Jerusalem zu einem vollen Kreislauf.

Der Band enthält des weiteren sechs Abhandlungen, die zumeist der Palästinakunde und der biblischen Wissenschaft, zum Teil auch der Kirchengeschichte zugutekommen. K. Galling beschäftigt sich mit der topographischen Feststellung der Jer. 36, 12 erwähnten „Halle des Schreibers" und versucht an ihr ein Stück Stadt- und Staatsgeschichte von Jerusalem abzulesen. Unter der gemeinsamen Überschrift „Übersehene Angaben der Bibel zur Geschichte des Landes Juda unter den Assyrern, Babyloniern und Persern" sind zwei Aufsätze zusammengefaßt. O. Eißfeldt erweist Ez. 16, 27 als Zeugnis des Ezechiel für den Einfall Sanheribs in Palästina. A. Alt zieht, ausgehend von der Würdigung der einzigartigen Bedeutung von Neh. 2, 3, 7 für die historische Topographie von Jerusalem und die historische Geographie von Juda eine Reihe von andern Angaben der Aufzeichnungen Nehemias ans Licht,

die über die Grenzen der Provinz Juda hinausgreifen und die politische Gliederung des übrigen Palästina unter der Herrschaft der Perser einigermaßen erkennen lassen, und wertet diese Stellen erstmalig aus. In einer weiteren Abhandlung über den Limes Palaestinae setzt A. Alt seine Untersuchungen im 26. Jahrg. des PJb durch Mitteilung von Einzelbeobachtungen fort; weitere Aufsätze über die Vorgeschichte des südpalästinischen Limes sollen folgen. In einer Abhandlung über „Judäische Wälder" teilt L. Rost seine Feststellungen über den heutigen Waldbestand Judäas mit als Ausgangspunkt für eine künftige Untersuchung seiner Vergangenheit. Endlich enthält der Band noch einen sehr anregenden Aufsatz über die Anfänge des Pilgerwesens in Palästina von Ewald Burger (Die Voraussetzungen im N.T.; die Ansätze im Spätjudentum; das Heidenchristentum; Reichskirche und Volksreligion), der einen in mehrfacher Beziehung interessanten und wertvollen Beitrag zur Geschichte der christlichen Frömmigkeit in den ersten vier Jahrhunderten darstellt.

Duncan, J. Garrow: **Digging up Biblical History.** Recent Archaeology in Palestine and its bearing on the Old Testament. London: Society for Promoting Christian Knowledge [1931]. 2 vols. (XIII, 275 S., 42 Abb. auf Taf., 35 im Text; XIII, 256 S., 58 Abb. auf Taf., 31 im Text.) 8°. = The Croall Lectures for 1928—29 amplified. Geb. je 12 sh. 6 d. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

Es ist begreiflich, daß immer wieder die Frage auftaucht, wie weit die Ausgrabungen in Palästina, die seit dem Kriege mit unerwartetem Eifer und mit staunenswerten Ergebnissen betrieben worden sind, die Angaben der Bibel bestätigen. Hatte man doch im vorigen Jahrhundert solche Grabungen gerade in der Überzeugung begonnen, mit ihnen den Tatbeweis für die biblische Geschichte liefern zu können. Auch der Verf. des oben genannten zweibändigen Werkes, der selbst in Ägypten und Palästina Grabungen geleitet hat, ist der Meinung, daß sich die biblische Geschichte und die Archäologie gegenseitig aufs beste stützen. Um das zu erweisen, behandelt er in geschickter, wenn auch abschnittsweis etwas eintöniger Darstellung die Grabungsergebnisse nach den bisher veröffentlichten Berichten und eigenen Beobachtungen. Seiner Belesenheit und Aufmerksamkeit ist kaum etwas von Bedeutung entgangen, von den großen Befestigungsanlagen bis zu den unscheinbarsten Kleinfunden. Alles stellt er mit Recht in den Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung des gesamten Morgenlandes, und sein Urteil ist im einzelnen zumeist besonnen und wohl begründet.

Freilich macht die Anlage des Buches es schwer, ein Gesamtbild wenigstens nach verschiedenen Perioden zu gewinnen. Der Verf. behandelt im 1. Bande die neuere Steinzeit (von dem Paläolithikum will er anscheinend nicht viel wissen), dann die Bronzezeit mit ihrer Tonware, ihren Befestigungsbauten, die Ansiedlung der Israeliten, ihre Tonwaren und ihre öffentlichen wie privaten Bauten, im 2. Bande die Religion in ihrer Entwicklung von der Zeit der Höhlenbewohner bis zum Ende des jüdischen Volkes, die Inschriften, Bestattungsbräuche, Stein und Metall. Schon diese Einteilung zwang zu Wiederholungen oder Verweisen auf früher oder später Gesagtes. Aber auch innerhalb der einzelnen Abschnitte erkennt man nur schwer eine bestimmte sachliche Ordnung (z. B. bei den Inschriften, die am besten nach ihrer Entstehungszeit verzeichnet worden wären). Noch bedenklicher ist die Gewohnheit des Verf. (was allerdings nach dem Titel seine Aufgabe war), von den biblischen Nachrichten, an denen keinerlei Kritik geübt wird, auszugehen und die Funde nach ihnen zu deuten, dann auch allerhand fragwürdige Ansichten anderer (so Macalisters Vorstellung von Orakeltrug in den Höhlen, Sellins Deutung der stehenden Steine als *maṣṣēben*, die bekannten Kinder- und Bauopfer), selbst Legenden und Schwätzereien der heutigen Bewohner vertrauensvoll heranzuziehen. Mit besonderem Eifer ficht er dafür, daß die Hyksos ein Gemisch von Amoritern und Hethitern seien, daß der Anfang der Bronzezeit bis etwa 6000 v. Chr. hinauf geschoben werden müsse. Hier und da vermißt man klare und bestimmte Angaben (I 123: Sodom sei wiedergefunden 'on a site in the plain of the Jordan valley'). Sehr gut ist die recht ausführliche Behandlung der Tonware, ausgezeichnet sind die Bilder, die manchen neuen Fund veranschaulichen (I 155 Salomos Ställe in Megiddo, II 1 Goldschmuck aus Gerar) und die Register. Das Vorwort zum 1. Bande führt die oben berührten Mängel des Aufbaues und der Darstellung darauf zurück, daß der Verf. während des Druckes noch die neuesten Ergebnisse einfügen wollte. M. E. ergibt sich gerade daraus, daß die Zeit für eine bis ins Einzelne gehende Schilderung, die der Verf. geben wollte, und erst recht für die Deutung der Funde nach den biblischen Berichten noch nicht gekommen ist, so dankbar man ihm auch dafür sein wird, daß er aus der weitschichtigen Literatur alles Bedeutsame zusammengetragen hat.

Lambert, Mayer: **Traité de Grammaire hébraïque.** Fasc. I. Paris: Ernest Leroux 1931. (V, 224 S.) gr. 8°. Bespr. von E. Kuhr, Greifswald.

Im Jahre 1890 hat Mayer Lambert einen kurzen Leitfaden der hebräischen Grammatik: „Éléments de grammaire hébraïque" veröffentlicht. Sein „Traité de grammaire hébraïque", dessen erster Faszikel hier zur Besprechung

steht, will eine ausführlichere Darstellung desselben Gegenstandes bieten. Der Verf. hat das Erscheinen dieses größeren Werkes nicht mehr erlebt. Nach fünfjähriger schwerer Krankheit, die seine geistigen und körperlichen Kräfte lähmte, ist er gestorben, ohne das Manuskript in Druck geben zu können, das bei Beginn seines Leidens bereits abgeschlossen vorlag. Schüler und Freunde des Verstorbenen haben indes die Herausgabe des Werkes übernommen, das, um es nach der langen Verzögerung der Öffentlichkeit möglichst bald zugänglich zu machen, in Faszikeln „au fur et à mesure du tirage définitif" erscheinen soll. Der erste Faszikel enthält die Schrift- und Lautlehre und die Formenlehre bis zum Schlusse des Nomens. Ein zweiter Faszikel, der das Verbum enthalten soll, ist nach dem Vorwort des Verlages im Druck[1].

Lamberts Grammatik ist ein Lehrbuch für Anfänger. Behandelt wird das Hebräische des Alten Testaments in tiberiensischer Überlieferung. Nur gelegentlich finden sich Ausblicke auf die spätere Sprachentwicklung und die abweichenden Formen der babylonischen Punktatoren. Schrift- und Lautlehre sind ziemlich kurz weggekommen (z. B. wird das komplizierte Kapitel der Metegsetzung auf kaum einer halben Seite abgetan). In der Formenlehre dagegen strebt der Verf. nach einer möglichst vollständigen Darstellung der sprachlichen Erscheinungen und geht auch einer Aufzählung und Erörterung der zahlreichen Unregelmäßigkeiten und Sonderbarkeiten nicht aus dem Wege, vor die uns der überlieferte Text stellt. Besonderer Wert ist auf die Bedeutungslehre gelegt, deren Behandlung im Zusammenhange der Formenlehre man nur begrüßen kann. Weniger erfreulich ist es allerdings, wenn auch weite Partien der Syntax in die Formenlehre hineingepackt werden, z. B. §§ 256ff. unter „L'Adjectif" die ganze Lehre von der Apposition oder §§ 283ff. unter „Pronoms relatifs" die gesamte Darstellung des Relativsatzes.

Mayer Lambert ist ein gründlicher Kenner der Massora und der klassischen jüdischen Grammatiker, und aus den zahlreichen gelehrten Anmerkungen, mit denen der Verf. besonders die Schriftlehre bereichert hat, kann auch gerade der nichtjüdische Leser manches Interessante ersehen. Von der modernen hebraistischen Forschung aber ist seine Darstellung kaum berührt, vielmehr stellenweise von einer sprachwissenschaftlichen Naivität, die für ein über das rein Elementare doch stark hinausgehendes Werk erstaunlich ist.

Als charakteristischstes von zahlreichen Beispielen nenne ich die Darstellung des seit Sievers' „Metrischen Studien" längst totgeglaubten Schwa medium als besonderen Laut: „Il se prononce comme le *šewâ* quiescent avec la voyelle précédente, mais participe, a certains égards, de la nature du *šewâ* mobile" (S. 23). Und die Entstehung der Formen mit Schwa medium wird folgendermaßen gedacht: „Ce *šewâ* existe quand la consonne précédente, qui ne devrait pas elle-même avoir de voyelle, a reçu une voyelle auxiliaire, en sorte qu'il n'y est pas deux consonnes non vocalisées au commencement du mot. Ainsi, בִּנְפֹל *binefōl* est pour *benefōl* . . ." (S. 24). „Au pluriel des noms segolés, la voyelle nouvelle prend d'ordinaire un son pareil à la voyelle du singulier, p. ex. מַלְכֵי pour *melekê* de *mlakay*, le singulier ayant pour radical *malk*" (§ 119).

Der Hebraist wird daher, soweit man nach dem ersten Faszikel urteilen kann, aus dieser Veröffentlichung nur sehr geringen Nutzen ziehen können.

1) Inzwischen bereits erschienen (1932).

Kaupel, Dr. Heinrich: **Die Dämonen im Alten Testament.** Augsburg: Benno Filser Verlag 1930. (VIII, 150 S.) gr. 8°. RM 8 —; geb. 10 —. Bespr. von L. Dürr, Braunsberg.

Verfasser will eine Gesamtdarstellung des biblischen Dämonenglaubens vom kath. Standpunkt aus geben. Der status quaestionis geht dabei ausschließlich auf die Feststellung des Tatsächlichen: ist in der alttestamentlichen Religion der Dämonenglaube und Dämonendienst, den die heidnischen Kulte kennen, infolge von Wesensanlage oder von Assimilation an das Fremde oder von Parallelentwicklungen im eigenen Schoße zu finden? „Der Dämonismus als Anfangsstufe der Religion Israels muß völlig außer Betracht gelassen werden, weil er in dieser Funktion in Israel ebensowenig wie bei anderen Völkern existierte" (S. 7).

Zunächst wird die Stellungnahme des A.T. gegenüber dem in den andern altoriental. Religionen so sehr entwickelten Dämonenglauben behandelt. Im 1. Kapitel die direkten Zeugnisse des A.T. über den Dämonismus. Resultat zunächst: „Es werden Wesen erwähnt (scil. šēdim, śe'îrîm, lilîth), die als Dämonen von den heidnischen Göttern verschieden sind, ihre Natur und Tätigkeit entspricht den Anschauungen, welche die Heiden von den schlimmen und schädlichen Geistern hatten." Die Schedim und die Lilith erweisen sich mit den gleichnamigen babylonischen Dämonen identisch . . . Sie waren die Dämonen κατ' ἐξοχήν (S. 23). Es zeigt sich offenbar in den Kreisen des Volkes eine starke Neigung zu den sonst so beliebten Dämonen. Demgegenüber untersucht nun Kapitel II „Die Wertung des Dämonischen durch die alttestam. Religion". Zunächst in § 1 die Verwerfung der dämonenabwehrenden heidnischen Gebräuche: „Sie sind verboten, weil sie den religiösen Grundsätzen entgegenstehen" (S. 24). Die Verbote bekunden dem Wortlaute nach die unverkennbare Tendenz der legitimen Religion, alles Jahwewidrige von Israel fernzuhalten. Sie geben indes keine Klarheit darüber, wie sie sich zum Glauben an die Existenz der von den Heiden verehrten Dämonen stellte. Darum § 2: Die Frage nach der Ablehnung des heidnischen Glaubens an die Existenz der Dämonen. Hier wird mit Recht festgestellt, „daß weder der Wortlaut der Dämonen-

stellen noch die sichere Tatsache des Monotheismus . . . über die Stellung der jahwetreuen Religion unanfechtbare Zeugnisse vermitteln" (S. 29). Wird nicht wenigstens mit der heidnischen Umwelt die Annahme der Existenz der schädlichen Geister geteilt und unter Verwerfung der üblichen Praktiken selbst in Kultushandlung und Gebet die Abwehr dämonistischer Infestationen aufgenommen? Untersucht werden besonders Ex. 7; Ps. 91, 5. 6 (es handelt sich hier um bloße Personifikationen!) und vor allem in Auseinandersetzung mit S. Mowinckel die Frage nach „Awän und den individuellen Klagepsalmen" (S. 36ff.). Resultat: „Es gibt keinen positiven Anhaltspunkt dafür, daß die Jahwereligion von den heidnischen Dämonen anders gedacht hat als von den Göttern; die einen wie die andern gelten ihr als Nichtse" (S. 54). Indes sind dadurch wenigstens Anlehnungen an die Ausdrucksweise der babylon. Beschwörungen in der Formensprache der bibl. Klagepsalmen nicht ausgeschlossen (S. 55f.). Kap. III behandelt dann die Frage, ob nicht doch noch „gewisse Vorstellungen und Gebräuche der legitimen Religion als Umbiegungen der Volksdämonologie oder als Konzessionen an sie zu verstehen sind" (S. 57ff.). So die „Strafengel" im AT.: Gen. 19; 2. Sa. 24, 16; Ex. 12 und der „böse Geist" („eine von Jahwe ausgehende Kraftsubstanz, kein persönliches Wesen!" S. 65—67) und bes. die Perikope 1. Kö. 22, 19ff. Auch hier liegt lediglich Personifaktion vor. Es folgt die Frage der „Speise- und Reinheitsgesetze" (S. 70ff.): „Damit knüpft das mosaische Gesetz sicherlich oft an bestehende Vorstellungen an, läutert sie, erfüllt sie mit neuem Inhalt . . . Manche sind gegeben mit Rücksicht auf den Volksglauben, um diesen wie alles Heidnische zurückzudrängen. So knüpft Nu. 19, 1—20 an die weitverbreitete Meinung an, daß der roten Farbe, die das Blut vertritt, eine apotropäische Wirkung gegen die Dämonen innewohne". Aber es sind die Gesetze derselben Absicht entsprungen: Keine Vermischung mit heidnischen Bräuchen, sondern Distanz, Trennung (S. 74f.). — Weiterhin folgt dann die Frage der Kultusvorschrift Ex. 28, 33—35: Die Glöckchen am Saum des Obergewandes des Hohepriesters [maßgebend ist die Furcht vor Jahwe], auch schließlich der Azazelritus (Lev. 16, 7ff.) am Versöhnungstage. Auch hier wird Azazel als Wüstendämon abgelehnt, dieser ist vielmehr ein persönliches Wesen, das Jahwe gegenübergestellt wird und die Bezeichnung Azazel „est nomen alicuius mali, Satanae, qui saltem indirecte omnium est peccatorum causa" (S. 124). Andernfalls wäre auf eine befriedigende Erklärung zu verzichten (ebenda). So ergibt sich auch aus diesem Kapitel als Resultat: „Die alttestamentliche Religion ist weder im Glauben noch im Kultus von heidnischem Dämonismus beeinflußt" (S. 92). Als letztes Kapitel (IV) folgt die Behandlung „des alttestam. Satansglaubens in seiner Wesensverschiedenheit vom heidnischen Dämonenglauben und in seiner Zugehörigkeit zur legitimen Religion" (S. 92ff.). § 1 gibt eine eingehende Exegese der einzelnen Stellen: Job 1, 6—12; 2, 1—7; Zach. 3, 1ff.; 1. Chro. 21, 1 und Weish. 2, 24. Satan ist bereits an den ersten Stellen in Job und Zacharja nicht mehr „ein Unheilsengel besonderer Art", sondern bes. in Job von den andern Gottessöhnen verschieden: er ist selbständig, tritt Gott als der innerlich Böse gegenüber, „er ist שָׂטָן Gottes, ein erklärter Gottesfeind" (S. 99), andererseits aber doch „kein selbständiges böses Prinzip, weil Gott ihn tadeln und in seinem Vorhaben hindern kann" (S. 102). Dazu „bei Zacharja ein Feind des Guten und der Gnade, wie er in Job ein Feind der Frömmigkeit ist" (S. 101). Eine Entwicklung von Job zu Zacharja hat nicht stattgefunden (S. 103). — 1. Chro. 21, 1 dagegen ist שָׂטָן nicht als nomen proprium zu fassen und auch nicht das überirdische Wesen Satan gemeint (S. 105). שָׂטָן steht vielmehr einfach als (irdischer) „Feind", „Widersacher", ohne Artikel. Die Übersetzung der Stelle lautet: „Es erhob sich ein Widersacher (ein unverantwortlicher Intrigant) gegen Israel und verleitete David, Israel zu zählen" (S. 107). Welcher dunkle Hintermann in Betracht kommt, weiß der Verf. allerdings nicht zu sagen! — Folgt endlich Weish. 2, 24. Hier „hat der Schriftsteller den διάβολος = שָׂטָן mit dem Versucher im Paradiese identifiziert" (S. 110). „Die Ideenverbindung war aber im A.T. selbst grundgelegt" (S. 111). Die Idee des außermenschlichen Versuchers im Paradies hat allseitig ihr Gegenstück im später auftretenden Satan . . . für die Identität . . . sind alle Voraussetzungen gegeben" (S. 117). Die Genesis nennt ihn nur nicht Satan: einmal, weil das Wort erst im Verlauf der Offenbarungsgeschichte entstanden ist (S. 117. Also doch Entwicklung!), andererseits gerade weil die Schlange nach ihrem Wesen und ihrer ganzen Auffassung im Alten Orient besonders geeignet war. Es ist dem Verfasser aber „glänzend gelungen (scil. sie zu entmythologisieren), daß er sie als Tier des Feldes auftreten läßt und dabei doch durch Inhalt und Formung der Erzählung zu erkennen gibt, daß hier ein anderer als ein Tier redet und handelt" (S. 120. NB. ist das aber so ohne Weiteres möglich?). „So sind es keine neuen Gedanken, die in Weish. 2, 24 über den Satan geäußert werden, . . . neu erscheint uns die Substituierung Satans für die Schlange, weil sie in den vorhandenen Urkunden der alttestamentlichen Religion . . . zum erstenmal vollzogen wird . . . Der Abstand, den wir heute beim ersten Lesen sozusagen emotional zwischen Schlange und Satan empfinden, existierte für damalige Leser und Hörer nicht. Weish. 2, 24 sagte ihnen etwas Selbstverständliches, weil die Schlange und Satan als Namen für den Verführer in gleicher Weise geläufig waren" (S. 121). § 2 behandelt dann noch die Tatsache der geringen Bedeutung des Satansglaubens im A.T. (S. 123ff.): Die Profeten erwähnen ihn überhaupt nicht. Es ging in der alten Zeit um das Zentraldogma, den Monotheismus mit den daraus abzuleitenden ethischen Grundgesetzen (S. 127), andererseits fand der S.glaube bei der Mentalität des Volkes nur schwer Eingang. Hier handelt es sich um die Inangriffnahme tieferer Probleme, die erst in der letzten Zeit aktuell wurden. Aber sehr einschneidend ist auch hier der Fortschritt nicht gewesen (S. 128. M. E. waren für das spätere Hervortreten doch religionsgeschichtliche Gründe maßgebend!). Auch über den Ursprung und den Anhang des Satans (§ 3) erfahren wir in den alttestam. Schriften nichts: Denn Jes. 24, 21; Job 4, 18; 15, 15 beziehen sich nicht auf den Fall der Engel, und Gen. 6, 1—4 sind die „Gottessöhne" als Angehörige der Sethitenlinie gegenüber den „Menschentöchtern" = Kainitenlinie zu verstehen (S. 131ff.). Wie steht es aber mit der Entstehung der «נְפִילִים», die m. E. in der Perikope doch wesentlich ist?

Die Frage ist wirklich allseitig behandelt. Auch die Lösung ist eine glatte, eindeutige. Es dürfte auch allgemein zugegeben sein, daß bewußte Pflege oder Kult der Dämonen oder auch nur direktes Paktieren mit solchen im weiten altorientalischen Sinne in der offiziellen alttestamentl. Religion nicht in Frage kommen. Das ist ja gerade die Größe der alt-

testam. Religion. Ebenso verkehrt ist es, überall in den Zeremonien und Kultusübungen verkappten Einfluß von Dämonenfurcht sehen zu wollen. Aber trotzdem glaube ich, daß das oben angeführte Urteil v. S. 92 von der gänzlichen Einflußlosigkeit des Dämonismus sowohl im Glauben wie im Kultus des AT. zu rektifizieren ist. Verf. gibt ja selbst zu, daß das Spätjudentum am Monotheismus festhielt und trotzdem sich des Eindringens fremden Dämonismus nicht erwehrte (besser vielleicht: erwehren konnte), und daß selbst ein Jesajas in früherer Zeit dahingehende Vorstellungen nicht nur benutzte, sondern auch teilte (S. 28f.). So glaube ich, daß bei näherem Zusehen noch hinter manchem Brauch mehr stillschweigende Rücksichtnahme auf bestehende Vorstellungen vorliegt als hier angenommen wird. Das wichtige Kapitel der Trauerbräuche ist ganz übergangen. Für Nu. 19, 1—20 wird das Gesagte zugegeben. Ich verweise ferner auf die Reinigungszeremonie des Aussatzes Lev. 14. Hier tritt in der Verwendung von Zedernholz, Karmesinfäden usw. die ursprüngliche Beschwörungszeremonie zur Austreibung des Krankheitsdämons hervor! Wie ist ferner die Stellungnahme zu der Tätigkeit des Asmodäus im Buche Tobias (5, 8; 6, 14f.; 8, 3)? Leider hat der Verf. diese Frage nicht behandelt, Tobias gehört aber ebenso wie Weisheit zum A.T.! Auch die Azazelfrage scheint mir nicht gelöst. Der Zusammenhang zwischen ihm und der Wüste ist ein viel engerer! Bezüglich der Auffassung von 1. Chro. 21, 1 schreibt mir Prof. Bergsträßer-München: „Für die Erklärung der Artikellosigkeit gibt es soviel ich sehe, zwei Möglichkeiten. Entweder ist śāṭān tatsächlich hier voller Eigenname. Aber diese Auffassung ist sprachlich bedenklich; die Artikellosigkeit als Eigennamen gebrauchter Appellativa läßt sich wohl nun als Archaismus erklären, was für śāṭān nicht in Frage kommt . . . . dann bleibt nur die Auffassung „ein Widersacher". Dies aber in der Weise von Kaupel auszudeuten, ist natürlich unmöglich, da śāṭān die von ihm hineingelegte Bedeutung nicht hat. . . . Vielmehr muß man wohl verstehen „ein Widersacher — ich bezeichne ihn nicht näher, aber man weiß schon wer"; gemeint wäre also wirklich der Satan, und die Indeterminiertheit wäre etwa aufzufassen als „emphatische Indeterminiertheit". Bei dieser Erklärung setzt die Stelle ein eigennamenartig gebrauchtes haśśāṭān als schon bekannt voraus, aber gleichzeitig auch noch das Vorhandensein eines appellativen śāṭān „Widersacher"; sie fügt sich auf diese Weise in die sprach- und literaturgeschichtlichen Zusammenhänge gut ein". Die von Kaupel hier beliebte Methode erinnert doch sehr an „Gewundenheit und Problematik".

An Literaturnachträgen habe ich zu bemerken: Zu 'Azazel wäre jetzt noch die Erklärung von R. Eissler, ARW 27 (1929), 172—183 nachzutragen, zu Belial die von A. Bertholet in P. Haupt-Festschrift (1926) 14 (= der nicht heraufläßt!), zu Ps. 91, 5, 6 die von S. Landersdorfer, BZ 18 (1927/28), 294ff. — S. 103 muß es heißen: Jes. Sir. 21, 27 (statt 30), ebenso S. 107: 1. Kö. 5, 14 statt 6, 4. — Handelt es sich in der berühmten Stelle 1. Sa. 6, 19 wirklich nur um ein bloßes Anschauen der Lade Jahwes und nicht viel mehr um ein mehr oder minder ehrfurchtloses, verächtliches Ansehen (רָאָה בְּ)? Wo steht außerdem im A.T., daß die Keruben (so S. 59 zu Gen. 3, 24) Engel waren? — Endlich dann noch etwas Methodisches: Der Verf. beliebt es, bei Belegstellen, wenn er einmal das betreffende Werk zitiert hat, auch wenn das nächste Zitat 10—20 Seiten weiter hinten folgt, immer nur mit einem „a. a. O." zu verweisen. So z. B. S. 30 [1], die Angabe des Buches von Wendel findet sich aber S. 13f. Anm. 5. — S. 60 [3] wird Morgenstern angeführt: die Angabe des Buches ist nach meiner Information S. 4 [4]! — S. 82 [2] Landersdorfer, der Buchtitel steht S. 15 [3]. Solange kann selbst der Fachmann nicht behalten, welches Buch von dem betr. Verfasser gemeint ist, namentlich wenn verschiedene Bücher oder Aufsätze desselben Verf.s in Betracht kommen. Das Nachsuchen aber ist beschwerlich und viel zeitraubend!

Holtzmann, Prof. D. Oscar: **Qinnim.** (Von den Vogelopfern.) Text, Übersetzung und Erklärung nebst einem textkritischen Anhang. Gießen: Alfred Töpelmann 1931. (IV, 40 S.) gr. 8°. = Die Mischna, hrsg. von G. Beer, O. Holtzmann, S. Krauß, V. Seder Qodaschin. 11. Traktat. RM 3.40. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

Der kleine Mischnatraktat קִנִּים behandelt die Opfer von Geflügel, d. h. Tauben und Turteltauben. Namentlich Arme und insbesondere Frauen hatten solche Opfer darzubringen. Nach Luk. 2, 24 ist dieses Vogelopfer infolge der Geburt Jesu dargebracht worden. H. bietet in der Einleitung seiner Bearbeitung des Traktates für die Gießener Mischna namentlich eine Geschichte des jüdischen Vogelopfers. In seiner Übersetzung vermeidet er jede erläuternde Klammer. Seine Erläuterungen achten vor allem auch auf die sprachlich-syntaktischen Eigenheiten, versuchen im übrigen, die Mischnasätze vor allem vom A.T. aus zu verstehen. Ob die bei Itzkowski in Berlin erschienene Übersetzung und Erläuterung des Traktates schon vorhanden war, als H. seine Arbeit herstellte, vermag ich nicht zu sagen. Das aber ist sicher, daß jeder, der in den Traktat eindringen will, gut tut, diese jüdische Arbeit ganz genau mit H.s Aussagen zu vergleichen. Vieles wird ihm da erst klar. Er erhält dann auch eine genaue Fühlung mit der jüdischen Tradition. H. weist nirgends auf Vorarbeiten, die er benutzt hat, hin. Itzk. scheint er nicht zu kennen. H.s Arbeit zeugt von großer Mühe, die er angewendet

hat. Weder in der Tosephta, noch in der Gemara des Babli, noch im Jerusch. ist dieser Traktat vorhanden.

An Einzelheiten wäre vieles zu erörtern. Das führt aber hier zu weit. Ich hebe nur einiges hervor: Die monumentale Schönheit der scharf geschliffenen Mischnasätze könnte noch mehr aufgewiesen werden. — קִנִּים bedeutet sicherlich nicht die Vogelbauer, sondern: die Taubenpaare. Übersetzt man so, so wird von vornherein vieles deutlicher. — Daß mit כֵּיצַד gemeint ist: Wie ist das näher zu denken? Wie ist das zu veranschaulichen? Wie ist das gemeint?, bringt H. nicht deutlich zum Ausdruck. I, 4a wird z. B. auf diese Weise das Vorhergehende erläutert. — קֵן סְתוּמָה übersetzt H. mit „namenloses Nest", deutlicher ist: „noch nicht gesondertes Taubenpaar", d. h. ein Taubenpaar, bei dem noch nicht das eine Tier als Sündopfer, das andere als Ganzopfer bezeichnet ist. — II, 1b ist „macht eines untauglich als sein Gegenüber" undeutlich. Daß der Partner, die für ein Paar der weggeflogenen Taube entsprechende Taube, gemeint ist, ersieht man erst aus den Anmerkungen. — Wie das יְמוּתוּ כֻלָּם z. B. I, 2a gemeint ist — d. h. daß man diese Tiere von selbst verenden läßt —, ist aus H.s Bemerkungen S. 13 nicht zu ersehen. — Zu II, 6c, Ende der S. 25, hätte H. auf den Satz Temur. IV, 1 verweisen müssen, wonach ein Sündopfer, dessen Eigentümer gestorben ist, nicht mehr dargebracht werden darf. Für „taugt" — z. B. III, 2c — wäre deutlicher: „ist tauglich", ebenso für פָּסוּל: „ist untauglich". — In III, 3 bezeichnet לְוֹז, das H. mit „dazu" sehr undeutlich übersetzt, nicht „die Bestimmung, den Namen", sondern — vgl. Itzk. — die eine und die andere Frau.

Wer in Zukunft sich mit diesem Traktat beschäftigen wird, kann unmöglich mit H.s Bearbeitung auskommen, so große Mühe sich H. auch gegeben hat, sondern muß Itzk. und die anderen jüdischen Kommentatoren heranziehen.

Semitistik, Islamistik.

Frankl, Theodor: **Die Anatomie der Araber.** I: Die Nomenklatur des Verdauungstraktes. Eine philologische und kulturhistorische Studie. Prag: J. G. Calve 1930. (148 S.) 8°. Kč 80. Bespr. von A. Schaade, Cairo.

Das vorliegende Bändchen bietet im wesentlichen eine Wörtersammlung zur Nomenklatur des Verdauungsapparates. Jedoch hat der Verfasser nicht etwa die von den arabischen Anatomen tatsächlich gebrauchten Ausdrücke aus arabischen Werken über Anatomie u. dgl. zusammengestellt, sondern hat im wesentlichen eine Reihe von Wörterbüchern der arabischen Sprache durchstöbert — teils von Arabern, teils von Europäern verfaßte — und hat aus ihnen herausgezogen, was ihm für seine Zwecke brauchbar schien; darunter eine Menge von Ausdrücken, die wohl in der arabischen Poesie und Kunstprosa einmal in anatomischem Sinne vorkommen mögen, die aber in der eigentlichen Anatomie schwerlich je eine Rolle gespielt haben, wie *miḏrab*, *miḏwad* und *mibrad* für die Zunge.

[Andererseits hat er eine große Anzahl von Wörtern, die sich auf Mundhöhle, Verdauungstractus und Verdauungsdrüsen beziehen, nicht gebracht, z. B. harten Gaumen (*ḥanak*), Zäpfchen (*laḥā*, *laṭā*), Zahnfleisch (*liṯa*), Schlund (*nuġnuġ*), Netz (*ṭarb*), Leber (*kabid*) und dergleichen mehr. — Zusatz von M. Meyerhof, Cairo.]

Der Verfasser erklärt denn auch selbst (S. 3), daß er sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet habe, „durch Untersuchung des Bedeutungswandels und der Etymologie der einzelnen Ausdrücke den Gedankengang des Arabers und die psychologische (*sic*!) Zusammenhänge seiner Wortbildung zu beleuchten"; er hoffe, „durch vorliegende Arbeit neues Material für die Untersuchungen der Sprachphilosophen ans Licht gefördert zu haben."

Was zunächst die „Quellen" betrifft, aus denen Frankl geschöpft hat, so vermißt man darunter — selbst wenn man sich mit der Beschränkung auf Wörterbücher abfinden will — z. B. Ibn Sīda's „Kitāb al-Muḫaṣṣaṣ". Anderseits ist Wahrmund in einem Umfange als Gewährsmann herangezogen, der etwas befremdend wirkt.

Noch weniger ist der Verfasser in der eigentlich sprachwissenschaftlichen Literatur zuhause. Brockelmanns „Grundriß" scheint ihm unbekannt zu sein. Sonst hätte er nicht so ohne weiteres *fam* „Mund" und *fūm* „Knoblauch" zusammengestellt (vgl. Brokkelmann, a. a. O. I, S. 178 u. 472). Lautgesetze fechten Frankl wenig an. Hebräisch *dibbā* „Verleumdung" stellt er zu arabisch *ḏabba* „fortjagen" u. dgl., hebr. *pāsal* (mit Sāmek!) zu arab. *faṣala*.

Mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, bemüht sich Frankl, Verbalwurzeln zu finden, von denen Wörter wie *fam* „Mund", *šafa* „Lippe" u. a. abgeleitet sein könnten.

Schlimmer als solche semitistische Archaismen ist, daß die arabistischen Kenntnisse des Verfassers keine Gewähr dafür bieten, daß er seine „Quellen" richtig verstanden hat. S. 18 zitiert er zu *šafa* „Lippe" eine Stelle aus dem Muḥīṭ al-Muḥīṭ mit 3 groben Fehlern, die sämtlich von ihm in den Text hineingetragen sind: *ǧaǧma'uhā* statt des allein möglichen *biǧam'ihā*; *waǧam'uhā* statt *waǧama'ūhā*, und *biqiṣṣātihā* statt *nuqṣānuhā*.

Trotz all dieser Schwächen kann man Frankl eine gewisse Begabung für Semasiologie nicht absprechen. Manches, was er über Ursprung, Zusammenhang und Entwicklung der einzelnen Wortbedeutungen sagt, wird man mit mehr oder weniger Bereitwilligkeit als richtig oder doch als möglich annehmen können. Nur finde ich, daß er die Beziehung zu Namen von Körperteilen manchmal etwas gewaltsam herstellt.

Alles in allem glaube ich, daß ein geschulter Semitist aus Frankl's Betrachtungen über die Entwicklung gewisser Wortbedeutungen im Arabischen allerhand Anregungen wird schöpfen können. Dagegen muß ich den Vertretern der allgemeinen Sprachphilosophie bei der Be-

nutzung des Franklschen Buches die größte Vorsicht empfehlen.

Anhangsweise möchte ich noch auf zwei Werke hinweisen, die mir selbst z. Zt. unzugänglich sind, von denen ich aber glaube, daß aus ihnen vielleicht für Untersuchungen im Sinne Frankl's einiges zu entnehmen ist, nämlich P. Dhorme: L'emploi métaphorique des noms de parties du corps en hébreu et en accadien (Paris 1923; zuerst erschienen in der Revue Biblique 1920—23) und H. Holma: Die Namen der Körperteile im Assyrisch-Babylonischen (Leipzig 1911).

---

1. **Löfgren**, Oscar: **Jona, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja und Maleachi äthiopisch.** Unter Zugrundelegung des Oxforder Ms. Huntington 625 nach mehreren Handschriften hrsg. Uppsala: Almqvist & Wiksells 1930. (VIII, 103 S.) gr. 8°. = Arbeten utgivna med understöd av Vilhelm Ekmans Universitetsfond, Uppsala 38.
2. **Mercer**, Samuel A. B.: **The Ethiopic Text of the Book of Ecclesiastes.** London: Luzac & Co. 1931. (XV, 93 S., 4 Taf.) gr. 8°. 8 sh. 6 d. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

1. Löfgren, der uns bereits durch seine Ausgabe der äth. Übersetzung des Buches Daniel als gründlicher Kenner der semitischen Sprachen und als zuverlässiger Forscher bekannt ist, hatte schon 1927 die Absicht ausgesprochen, die äth. kleinen Propheten herauszugeben. Er gibt uns nun den äth. Text der in der Überschrift genannten Prophetenschriften. Daß er diese zuerst publiziert, hängt mit der handschriftlichen Überlieferung zusammen. Denn nur von ihnen ist eine wirklich alte äth. HS. vorhanden, die Oxforder HS. Huntington 625. L. setzt gewissermaßen das von J. Bachmann begonnene Werk fort, der 1892 mit einer Ausgabe des Dodekapropheton Aethiopum begann, aber nur Obadia und Maleachi veröffentlichte. L.s Arbeit beruht jedoch auf einer viel breiteren Grundlage und ist bedeutend zuverlässiger als die von Bachmann. Neben der Oxforder HS., die wahrscheinlich aus dem XIV. Jahrh. stammt, benutzte L. noch sieben andere HSs. (aus Berlin, Frankfurt, London, München, und Paris) sowie auch die bisherigen Ausgaben einzelner Teile des Dodekapropheton, soweit sie ihm zugänglich waren, und die Asmaraner Ausgabe des A. T., der allerdings kein selbständiger wissenschaftlicher Wert zukommt. Als Text gibt L. den normierten Text der Oxforder HS.; in einem oberen Apparat werden die Fälle notiert, in denen von dieser HS. abgewichen ist, in einem unteren Apparat werden die Varianten verzeichnet, oft aber auch wird die mit dem Text übereinstimmende Minderzahl der HSs. bzw. Editionen angegeben.

Die Abweichungen von der Oxforder HS betreffen zum größten Teil die Orthographie, und in dieser hat L. sich wie bei der Daniel-Ausgabe dem Dillmannschen System angeschlossen; doch gibt er wegen der konsequenten Schreibung der älteren HS., abweichend von Dillm., die Formen **አንበሳ**, **አውየወ**, **ዘነየ** „singen", **ሐሰየ** „denken" und **አገሌ**. Die Schreibung **አንበሳ** ist richtig. Ich habe im Tigriña nur *'ambasā* gehört. Auch da Bassano gibt in seinem Tña-Wb. die Form *'ambesà*. Wenn er daneben *'anberì* für „Walfisch" hat, während doch *'anbarī* die etymologisch richtige Form ist, so deutet schon der Zusatz G. (= Ge'ez) an, daß es sich hier um ein „mot savant" handelt, dessen Aussprache durch das Amharische beeinflußt ist. Wenn aber da Bassano auch **ዘነየ** „singen" und **ሐሰየ** „denken" hat, so wird hier alte Schreibung nachwirken; denn ich habe im Tña **ዝ** und **ሕ** nur als *ḥ* gehört, wie im Tigrē. L. hätte jedoch m. E. die Schreibung der HS in noch etwas weiterem Umfange befolgen können. Die 1. Pers. Imperf. des Kausativstammes wird in der HS stets mit **አ** geschrieben, wie auch sonst in alten HSs.; daher gibt Praetorius in seiner Grammatik (S. 51) **አቀትል** als Nebenform von **አቀትል**. Da nun diese Form im Texte ziemlich häufig vorkommt, hätte durch Beibehaltung des **አ** der obere Apparat noch weiter entlastet werden können. An und für sich wäre *'ā-* wohl richtiger, wenigstens im Indikativ; die Schreibung mit *'a-* beruht auf der Gewohnheit der abess. Schreiber, bei Gutturalen nur die Vokalqualität, nicht die Quantität zu bezeichnen. In **ረአዩ** (S. 24, obere Anm. 7) hat sich aber wie in Daniel (vgl. L.'s Ausgabe S. XXIII u. LII) die alte Schreibweise erhalten, die in den Inschriften noch belegt ist; s. Aksum IV, S. 80. Über die Frage der Normierung alter HSs nach Dillmann hat Nyberg in Le Monde Oriental XXIII, S. 294 sich in sehr beachtenswerter Weise prinzipiell ausgesprochen.

Die Oxforder HS. ist ein guter Zeuge für die altäth. Textgestalt; die „vulgäre" und die „akademische" sind in den Varianten vertreten. Darüber will uns L. in der Einleitung zum 1. Teile, der hoffentlich recht bald erscheinen wird, ausführlich berichten. Es ist eine Freude, so gediegene Arbeiten wie die von L. zu lesen und zu besprechen.

2. Eine vollständige kritische Ausgabe des äthiopischen Alten Testaments, die allen Ansprüchen moderner Wissenschaft genügen würde, fehlt uns leider immer noch. Verschiedene Bücher des äth. A. T. sind mit mehr oder weniger ausführlichen kritischen Apparaten herausgegeben, über andere sind kritische Abhandlungen geschrieben. Die letzten und besten Ausgaben sind die von Löfgren (Daniel und kleine Propheten). S. Mercer hat sich nun die Aufgabe gestellt, eine kritische Ausgabe des äth. Ecclesiastes zu liefern. Dieser Aufgabe hat der Verf. sich mit anerkennenswerter Begeisterung und mit großem Fleiß gewidmet, und er hat viel Mühe auf sie verwandt. In einem Vorwort zählt er zunächst die bisherigen Ausgaben von Büchern des äth. A. T. auf. Hier vermißt man (S. VII) die beste aller älteren Ausgaben, das Psalterium Davidis aethiopice et latine von dem großen Hiob Ludolf (Frankfurt 1701), das mit Varianten und vortrefflichen Anmerkungen

versehen ist. S. VIII sagt der Verf., Dillmann habe seinen äth. Oktateuch herausgegeben „without any variants". Man traut seinen Augen kaum, wenn man dies liest, da man weiß, daß in Dillmann's Oktateuch sich ein kritischer Apparat von 219 Druckseiten befindet. — S. 1—28 enthalten die Einleitung, S. 33—56 den äth. Text mit Varianten, S. 59—88 einen Kommentar, S. 91—93 Indices der besprochenen äth. und hebr. Wörter sowie einen *General Index*. In der „Einleitung" bespricht der Verf. zuerst den Text des Ecclesiastes und seine Übersetzungen, gibt dann eine Liste der äth. HSs. dieses Buchs, ferner eine Aufzählung, Beschreibung und Klassifikation der von ihm benutzten HSs., und handelt zuletzt kurz über den Ursprung des äth. Textes, über das Alter der HSs. und über den von ihm gebotenen Text.

Da die in europäischen Bibliotheken befindlichen HSs. des äthiop. Ecclesiastes alle aus verhältnismäßig später Zeit stammen, entschloß sich der Verf., nach Abessinien zu reisen, um dort nach älteren HSs. zu suchen. Er fand dort auch mehrere HSs., von denen er eine, die HS. von Addis Alem, seinem Texte zugrundegelegt hat. Diese HS. (AA) soll nach ihm aus dem Anfang des 15. Jahrh. stammen; dann wäre sie die älteste aller bisher bekannten HSs. des äth. Ecclesiastes. Die Priester von Addis Alem halten sie für uralt. Der Verf. gibt S. 10 selbst zu, daß sie zuerst den Eindruck einer HS aus dem 17. Jahrh. mache. Nach den beiden Photographien auf Taf. I u. II tut sie das auch wirklich. Aber der Verf. meint, die HS. sei aus paläographischen Gründen doch sehr früh anzusetzen: „it has many marks of an early fifteenth century manuscript". Dann nennt er als Beweise die eckigen Formen der Buchstaben ዐ, ጊ, መ, ን, ቆ, ዶ, ደ, ጰ, ጸ etc., den geringen Unterschied zwischen ኀ und ከ, das Fehlen von Korrekturen, die Tatsache, daß die Zahlen oft ausgeschrieben sind, daß in ሎ, ሮ, ሦ und ሶ der kleine Kreis nahe dem Hauptteile der Buchstaben stehe, daß meist ው für ዉ, ጎ für ሐ, አ für ዐ, ጸ für ፀ stehe. Diese Beweise sind nicht überzeugend. Zunächst haben die Gutturale (sowie ጸ und ፀ) hier auszuscheiden, da sie zu allen Zeiten, aus denen uns äth. HSs. erhalten sind, miteinander wechseln. Die neun zuerst angeführten Buchstaben haben auch nicht die charakteristischen eckigen Formen der älteren Zeit. Namentlich fällt መ auf, das in AA dieselben vier parallelen Senkrechten (unten durch Wagerechte verbunden) aufweist wie in den HSs. späterer Zeit; nur der etwas gebogene Rükken erinnert noch an ältere Formen, wie z. B. auch in der HS. Wien Aeth. 16 (Rhodokanakis, Taf. V), die nach Löfgren, Daniel, S. XXXVI aus dem 17. Jahrh. stammt. Das alte *lō*-Zeichen kommt auf den beiden von M. abgebildeten Seiten der HS. nicht vor; dort findet sich nur das gewöhnliche ሎ. Das Vorkommen des ersteren wäre im allgemeinen beweisend für die Zeit vor 1500; sein Fehlen ist es allerdings nicht. Im Cod. Borg. 3 kommen beide Zeichen in derselben Zeile vor (s. Tisserant, Spec. Cod. Or. Tafel 62, col. a, Z. 11); vgl. auch die Ausführungen von Conti Rossini, Notice sur les man. éth. de la collection d'Abbadie, S. 10ff. und von Löfgren, Daniel, S. XXIIf. Das Ausschreiben der Zahlen scheint in älterer Zeit häufiger zu sein als in späterer. Da ich den Codex AA nicht gesehen habe und die beiden Photographien diesen Mangel nicht ersetzen, will ich kein endgültiges Urteil fällen. Aber wenn die HS. auch erst aus späterer Zeit stammt, so kann sie doch von einer älteren abgeschrieben sein und einen alten Text bieten. Darauf weist auch der Schluß hin, in dem eine alte Bemerkung an falscher Stelle steht; der Abschreiber scheint sie ebensowenig verstanden zu haben wie der Herausgeber, der sie mit keinem Worte erklärt. Es heißt dort (S. 12 u. S. 56) ስባሔ ፡ ስባሔያት ፡ ዘይሰመይ ፡ ሰርድስሪን ፡ ተፈጸመ ፡ ቃለ ፡ መክብብ ፡ ወልደ ፡ ዳዊት, zu deutsch: „Lobpreis der Lobpreise, der genannt wird *sardəsərīn*. Zu Ende ist die Rede des Predigers, des Sohnes Davids." Der zweite Satz, der den Schluß von Ecclesiastes bildet, muß natürlich vor dem ersten stehen, der die Überschrift des folgenden ist, nämlich des Hohenliedes. Das ergibt sich schon aus den Varianten der Codices B (S. 15), L_3 (S. 19) u. L_5 (S. 20). Diese Überschrift des Hohenliedes stammt aus dem Syrischen; dort heißt das Hohelied sowohl *tešbeḥaṯ tešbeḥāṯā* wie *šəraṯšərīn* (< hebr. שיר השירים). Auch im Christl.-Arab. findet sich شير شيرين; vgl. Graf, Verz. arab. kirchl. Termini, Z Sem. Bd. 8, S. 253; und es ist möglich, daß diese Doppelbezeichnung dem Äth. durch das Arab. vermittelt wurde. Der spätere gewöhnliche Name des Hohenliedes ist im Äth. bekanntlich *maḥāləya maḥāləy*.

In der Aufzählung der HSs. fehlt der Cod. des abessinischen Klosters in Jerusalem, den ich Z Ass XVI, S. 363 ff. beschrieben habe. So muß es denn auf S. 7 heißen, daß 28 (nicht 27) HSs. des äth. Ecclesiastes bekannt sind. Zu dem, was M. auf S. 23—26 über „Origin of the Ethiopic Text" sagt, wäre manches zu bemerken; aber das würde hier zu weit führen. Daß die ersten Übersetzer des A. T. neben der Septuaginta noch alte hebr. HSs., die kopt. u. syr. Übersetzung, ferner die Vulgata benutzt haben sollen (S. 23/24), ist sehr unwahrscheinlich; vgl. dagegen die klaren Ausführungen Löfgren's, Daniel S. XLIIIff.

Bei der Herausgabe eines schwierigen Textes, der für die Textkritik verwendet werden soll, ist absolute Genauigkeit in der Wiedergabe das Haupterfordernis. Es wäre daher besser gewesen, wenn M. an dem AA-Text nichts geändert oder doch die Änderungen genau angegeben hätte. Er hat jedoch teilweise die Orthographie nach Dillmann verbessert (S. 27). Ferner hat er bei der Angabe von Varianten meist nicht beachtet „orthographic (such, for example, as አዕዋፈ for አዕዋፍ) . . . differences" (S. 27/28). Aber *'a'wāfa* und *'a'wāf* sind nicht orthographische, sondern grammatische Varianten, und diese hätten beachtet werden sollen, zumal bei der Beurteilung einer äth. HS. viel darauf ankommt, ob Nom. und Acc. (bzw. Stat. constr.) richtig gebraucht werden. Im Text und im krit. Apparat habe ich mir je etwa 30 Fälle notiert (also etwa 60 Fälle auf 24 Seiten), in denen Druckfehler vorliegen müssen; dabei habe ich eine ganze Anzahl von Fällen nicht mitgerechnet, die erst durch Einsicht in die HSs. entschieden werden können. Auch im Kommentar finden sich wenige Seiten, auf denen ich nicht einen oder mehrere Druckfehler notiert hätte. In allen dort durch Zitate vertretenen Sprachen gibt es Druckfehler; verhältnismäßig am wenigsten in griech., hebr. u. äth. Wörtern, mehr schon in syr., am meisten in arab. Wörtern. Von den arab. Wörtern sind wenige korrekt gedruckt; da kann man nur aus dem Zusammenhang erraten, daß mit وَاوُوزَ (S. 59) gemeint ist كَاوُوزَ, daß نَحَمِيلُ (S. 78) für كَمَيلٍ

steht und ܡܫܡ (S. 62) für ܡܢܗܡ usw. usw. Ähnliche Fälle kommen in syr. Zitaten vor. Ich gebe nur ein Beispiel. S. 77, Z. 3 u. 2 v. u. wird gesagt: „Both LXX and 𝔊 omit the second word in the 𝔐 text, namely, עוֹד. 𝔇 has „adhuc", and 𝔖 ܥܕ.“ Der MT hat אֲשֶׁר עוֹד־בְּקִשָּׁה נַפְשִׁי; dies wird durch den Syrer (Mosuler Ausgabe) wiedergegeben durch ܕܥܕ ܒܥܐ ܢܦܫܝ (ich behalte die nestor. Vokale bei, setze aber die westsyr. Konsonantenformen). Es ist also ܥ statt ܐ zu lesen. Aber ܥܕ hat mit עוֹד nichts zu tun, sondern gibt בְּקָשָׁה wieder. Hebr. עוֹד ist ganz korrekt durch ܬܘܒ übersetzt. — Bei einigen textkritischen Bemerkungen M.'s ist mir der Sinn nicht recht klar geworden. So heißt es S. 81 zu V. 6: „ናሁ is a closer rendering of LXX ἤδη than of 𝔐 כְּבָר.“ Die äth. LA ናሁ „siehe“ kann aber doch wohl nur so entstanden sein, daß man ἤδη als ἴδε auffaßte. — Auch die Übersetzung des Äth. ist nicht immer genau. S. 83, Z. 1: ወእንዘ ፡ የኃጥእ ፡ አሐደ ፡ „and the one who sins“ ist ungenau. Wie die Worte dastehen, können sie nur bedeuten „und indem er eines sündigt"; aber sicher ist አሐዱ gemeint, und dann wäre zu übersetzen „und indem er sündigt, der eine", d. h. „und einer, indem er sündigt". Der Äth. hat also den MT und LXX (καὶ ἁμαρτάνων εἷς) dem Sinne nach gut übersetzt. — Ob alle Varianten immer richtig wiedergegeben sind, ist mir nicht sicher. So heißt es S. 56 von den bereits oben angeführten Sätzen ስባሔ ፡ ስባሔያት ፡ ዘይሰመይ ፡ ሰርድስሪን ፡ ተፈጸመ ፡ ቃለ ፡ መክብብ ፡ ወልደ ፡ ዳዊት ፡ in der Anm., daß sie auch in BL_5 stehen. Wir wissen aber aus der Einl. (S. 15, 19, 20), daß die entsprechenden Sätze in BL_3L_5 vorkommen, und zwar mit mehreren Varianten und teilweise in anderer Reihenfolge. So hat B (nach S. 15) *sardəsārīn* (auch bei Euringer, Die Auffassung des Hohenliedes bei den Abessiniern S. 31, Anm., wo sie ferner für den Oxforder Cod., den M. hier nicht nennt, angegeben wird), L_3 hat (nach S. 19) *sərdīsōn*.

Man wird es nach den obigen Ausführungen begreifen, wenn ich dem Urteile Grébaut's über M.s Buch „l'édition biblique la plus critique et la plus consciencieuse qui soit“ (Aethiops, 4me année, S. 32) nicht rückhaltlos zustimmen kann. Die Hoffnung M.s (S. IX), daß „this Ethiopic text of Ecclesiastes reliable and useful“ sein möge, ist m. E. vielleicht in ihrer zweiten, nicht aber in ihrer ersten Hälfte erfüllt.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Markwart, Jos.†: **Das erste Kapitel der Gāḫā uštavaiti** (Jasna 43). Nach dem Tode des Verf.s hrsg. von Jos. Messina, S. J. Rom: Pontificium Institutum Biblicum 1930. = Orientalia. Commentarii de rebus Assyro-Babylonicis, Arabicis, Aegyptiacis etc. editi a Pontificio Instituto Biblico. Num. 50. 1930, Roma. Bespr. von Bernhard Geiger, Wien.

Diese Schrift, die ein Schüler Markwarts aus dessen Nachlaß herausgegeben hat, ist nur zu einem Teile der Interpretation von Y. 43 gewidmet. Der weitaus größere Teil enthält „Vorbemerkungen über die Umschriftweise“, die ich für sehr unzweckmäßig halte, ausführliche Exkurse, in denen M. „einige Hauptpunkte“ der Probleme erörtert, die die Awestaschrift noch immer bietet. Aus seiner profunden Kenntnis der klassischen Autoren schöpfend hat M. ein reiches, zum Teil schon in anderen seiner Arbeiten enthaltenes Material an iranischen Eigennamen, die sich bei klassischen Schriftstellern finden, und außerdem die iranischen Dialekte herangezogen, um seine Ansicht über die Lautwerte einiger Zeichen des Awestaalphabetes zu stützen. So viel des Wertvollen diese Untersuchungen auch enthalten, scheinen mir doch gar manche Einzelheiten sehr unsicher und insbesondere die Erklärung einiger Zeichen der Awestaschrift sehr anfechtbar oder ganz unmöglich. Die Lösung aller Rätsel, die das awestische Alphabet uns aufgibt, wird vielleicht niemals gelingen, aber ich halte es für möglich, wenigstens in einigen Punkten eine Klärung herbeizuführen und in den Wirrwarr der weit auseinandergehenden Meinungen einige Ordnung zu bringen. Diesem Zwecke sollen die folgenden Bemerkungen dienen, die ich meinen seit längerer Zeit gesammelten Materialien entnehme.

Die ohne Not unfreundlichen und spöttischen Bemerkungen, die Junker in seiner Abhandlung „Das Awestaalphabet u. der Urspr. der armen. u. georg. Schrift“ (Caucasica 2 u. 3) gegen mich gerichtet hat, haben mich trotz wiederholter Nachprüfung des palaeographischen Materials und der in den Awesta-Hss. überlieferten Schreibungen nicht in der Überzeugung wankend gemacht, daß wir Andreas „die scharfsinnige und einleuchtende Erklärung einzelner Zeichen des Awestaalphabetes zu verdanken haben“ (Andreas-Festschrift 92). Ich glaube noch immer, daß Andreas, der der Iranistik und einzelnen Iranisten eine Fülle der wertvollsten Anregungen gegeben hat, mit seiner Deutung der awestischen Zeichen im wesentlichen das Richtige getroffen hat, und ich habe mich vergeblich bemüht, mich durch die Darlegungen Junkers vom Gegenteil überzeugen zu lassen. Man wird es mir also wohl nicht verdenken, wenn ich die Deutungen Junkers nicht einleuchtend finde und in streng sachlicher Form meine Bedenken gegen einige Resultate seiner Untersuchungen, soweit dies im Rahmen dieser Besprechung möglich ist, zum Ausdruck bringe.

Junker hält nicht mehr alle Ergebnisse seiner Untersuchung aufrecht. Denn während er noch meine Deutung des 𐬵 (*ẓ*) als „Finalbuchstaben“ (Andreas-Festschr. 1916, 94 f.) entschieden ablehnt (Caucasica 2, 12, Anm. 1), hat, offenbar mit seiner Billigung und wohl ohne Kenntnis meiner Erklärung, Hertel (WZKM 1932, Bd. 38, 91 ff.) dieses Zeichen als „Finalbuchstaben“ erklärt. Und während Junker (l. c. 2, 63 f.) die aw. Zeichen 𐬉 (*e*) und 𐬊 (*ē*) mit 𐡄 und 𐡂 auf eine aramäische Form des 𐡄 zurückführt (er zieht sogar das 𐡄 der aram. Inschrift von Zenǧirli aus dem 8. Jh. v. Chr. heran), hat er jetzt der Ansicht Hertels (Ind.-Iran. Qu. u. Forsch. 1931, 7, VII) zugestimmt, der 𐬉 und 𐬊 als Analogiebildung

zu 𐬎 (angeblichem 𐬏𐬎) als 𐬏𐬏 deutet. Zwischen diesen zwei Ableitungen liegt aber noch eine dritte, völlig verschiedene und schon paläographisch unwahrscheinliche Erklärung, nach der diese Zeichen vielmehr Ligaturen aus den Pahlavīk-Zeichen für 𐬀 und 𐬄 (Junker, Origin of the Avestan Alphabet, Modi Memor. Volume 773 f.) darstellen. Bei dem aw. 𐬁 (*ā*) hat Junker, Caucas. 2, 59 es noch unentschieden gelassen, ob dieses Zeichen auf 𐬀 zurückgeht oder von 𐬁 nachträglich dadurch abgeleitet wurde, „daß man den als Längenmarke in die Erscheinung tretenden Haken oder Strich (𐬎, 𐬏 usw.) einem 𐬀 anfügte". Aber in Origin of the Av. Alph. 772 nimmt Junker mit ganz unzureichender Begründung (wegen der ganz unmaßgeblichen Schreibung eines Pahlavi-Ms.) an, daß 𐬁 in Wirklichkeit auf 𐬀𐬐 (*āk*) zurückgeht, das in die Awesta-Hss. eingeführt worden sei, als *-āg* zu *-ā* geworden war. Um wie viel einleuchtender ist doch die auch paläographisch durchaus mögliche Annahme von Andreas, daß 𐬁 durch Zusammenrückung zweier 𐬀 entstanden sei! Bekanntlich wird ja auch noch in den Turfanhandschriften, auch in den buddhistisch-sogdischen Texten, häufig doppeltes *a* (neben einfachem *a*) im Anlaut und Inlaut für *ā* gebraucht. Eine große Überraschung bildet ferner der Umstand, daß es Junker, Modi Mem. Vol. 772, Anm. 1 „vielleicht nicht unmöglich erscheint", aw. 𐬝 (*w*) als Ligatur aus (Pārs.) *h*+*p* zu betrachten, wobei *h* die spirantische Aussprache des *p* anzeigen könnte, während er noch Caucas. 15 u. 28 Andreas' sehr einleuchtende Ableitung des Zeichens aus 𐭯 trotz des „verführerischen *p*-artigen", aber nicht mit *p* identischen, linken Bestandteiles als „völlig ausgeschlossen" und die Herkunft aus Pahlavīk 𐭯 (die aber paläographisch ganz unmöglich ist) als „sichergestellt" bezeichnet. Hertel (Ind.-Iran. Qu. u. Forsch. 7, IX) hat diese neue Deutung, die noch weniger wahrscheinlich ist als die frühere, rezipiert und ihr dadurch Rechtsgültigkeit verliehen. Ich habe aber meinen Augen nicht getraut, als ich aus Hertel's Tabelle (l. c. p. IX) ersah, daß er, offenbar mit Junkers Zustimmung, daß Zeichen 𐬦 (*n*) als ältere Form zu 𐬥 (*n*) aus Pārsīk 𐭭 („Lautwert: Nasalierung; mißbräuchlich für *h*, *ā*") ableitet, während Junker sich Caucas. 2, 77 ff. (vgl. auch Modi Mem. Vol. 772) reichlich Mühe gegeben hat, zu beweisen, daß 𐬦 nicht mit Andreas (der es später sicherlich mit Unrecht als eine Form des 𐬥 gedeutet hat) auf Pārs. 𐭭 zurückgeführt werden dürfe, daß es vielmehr auf Pārs. 𐭩, und zwar auf die von 𐭩 abgeleitete Vorform des aw. 𐬲 (*h*) zurückgehe.

So sehr ich auch die Meinung und Forscherarbeit anderer und damit auch die von Junker in seiner Abhandlung über das Awestaalphabet geleistete mühevolle Arbeit achte, und so sehr ich auch die Schwierigkeit und Kompliziertheit der hier vorliegenden Fragen kenne, glaube ich — sofern freie Meinungsäußerung in der Iranistik noch gestattet ist — doch im Interesse der Sache aussprechen zu müssen, daß die soeben aufgezeigte Unsicherheit Junkers, die ihn von einer kurz vorher als völlig sicher bezeichneten Lösung zu einer anderen schlechteren oder zu einer eben noch als unmöglich abgelehnten Lösung schwanken läßt, das Vertrauen zu den Ergebnissen seiner Untersuchungen auf das schwerste erschüttern muß. Es kommt noch eine ganze Anzahl von Fällen dazu, in denen Junkers Lösungen einer Kritik nicht standhalten, wie seine noch zu behandelnden Deutungen der Zeichen 𐬬 (*y*), 𐬵, 𐬱, (*e*, *ē*), 𐬺, 𐬹 (*ə*, *ə̄*), 𐬰 (*ž*) u. a. m. Hertel hat (l. c. p. VII) allerdings gefunden, daß die Hss. die Ergebnisse Junkers „aufs glänzendste bestätigen".

Junker hat im Gegensatz zu Andreas nachzuweisen versucht, daß das Awestaalphabet ein gemischtes Zeichensystem voraussetzt und daß als Schriftart des awestischen Archetypus nur zwei Schriftsysteme in Betracht kommen: „das aus dem aramäischen hervorgegangene nordiranische, das sich zum Pahlavīk entwickelte, und die unter den Achämeniden nach dem Osten gelangte, auf die gleiche aramäische Grundlage zurückgehende Vor-Kharoṣṭhī". Er nimmt an, „daß das Awesta ursprünglich in aramäischer oder in der ihr sehr nahestehenden Pahlavikschrift aufgezeichnet war und unter den Sasanidenkönigen in der damals offiziellen sasanidischen Pārsīkschrift abgeschrieben wurde, und daß später wohl zur Behebung etwaigen Zeichenmangels Schriftzeichen aus dem Pahlavīkalphabete herübergenommen wurden. Junker hat denn auch eine Anzahl von Awestazeichen aus dem Pahlavīkalphabet abgeleitet, er gibt aber zu, daß in gewissen Fällen ein strenger Beweis dafür, daß einer aw. Zeichenform die Pahlavīk- oder die Pārsīk-Form nähersteht, nicht zu führen ist. Aber auch hier hat mit der oben angeführten neuen Deutung des aw. 𐬝 (*w*), das Junker früher aus dem Pahlavīk 𐭯 abgeleitet hat, der Abbröcklungsprozeß schon begonnen, in den bei näherer Prüfung auch andere Zeichen mitgerissen werden. So ist aw. 𐬞 (*f*) gewiß nicht aus Pahlavīk 𐭯 hervorgegangen, sondern weit besser durch Differenzierung von aw. 𐬛 (*p*) zu erklären. In demselben Verhältnis steht aw. 𐬟 (*χ*), das von Pahl. 𐭧 zu weit entfernt ist, zu aw. 𐬣 (*h*, d. i. Pars. 𐭩). Das 𐬐 (*k*) verhält sich zu 𐬑 (*γ*) wie 𐬒 (*č*) zu 𐬓 (*ǰ*), muß also nicht von Pahl. 𐭪 stammen. Auch 𐬔 (*t*) ist mit 𐬕 und 𐬖 leichter von Pārs. 𐭮 als vom Pahl. 𐭬 abzuleiten. Die Form des 𐬗 (*θ*) steht dem Pahl. 𐭬 meines Erachtens zu fern und ist mit 𐬖 leichter dem Pārs. 𐭮 zuzuweisen, obwohl im Aramäischen das 𐭬 Formen aufweist, die häufig dem aw. 𐬗 ähnlich sind (vgl. Eutings Tabula script. aram. bei D. Chwolson, Syr.-nestor. Grabinschr.). Ob Andreas' Erklärung von aw. 𐬜 (*ž*) als Ligatur 𐬰𐬀 richtig ist, ist nicht leicht zu entscheiden, aber höchst unwahrscheinlich ist mir die Herleitung aus Pahl. 𐭦. Daß aw. 𐬯 nicht auf Pahl. 𐭭𐭩 zurückgehen kann (was für einen Zweck sollte übrigens auch das 𐭩 darin haben?), ist schon oben bemerkt worden. Auch die Zurückführung des initialen *y*: 𐬬, 𐬴 und des damit angeblich identischen, nur verkleinerten 𐬴 (*ī*) und des angeblich später aus 𐬴 entstandenen 𐬭 (*i*) aus zwei, beziehungsweise einem 𐬀 der „persisch-aramäischen" (nicht der Pahlavīk-) Schrift vermag ich beim besten Willen nicht als einigermaßen einleuchtend anzusehen. Es bleibt somit, wenigstens nach meiner Kenntnis des einschlägigen paläographischen Materials, mit dem ich mich in jahrelanger Arbeit vertraut zu machen versucht habe, von der Hypothese, daß das Awestaalphabet zu einem großen Teile auch Pahlavikformen übernommen habe, so gut wie nichts übrig.

Auf eines sei noch hingewiesen. Nach Junker (Caucas. 2, 10 f.) „dürfte ein Zweifel daran nicht möglich sein, daß die grundsätzliche Abweichung des Awestaalphabets von allen anderen aramäischen Schriftarten durch die Wahl von Sonderzeichen für die Vokale allein auf griechischen Einfluß zurückgeht ... Die Gliederung des Vokalzeichensystems in die Gruppe der Lang- und der Kurzvokale dürfte an griech. ε, η, ο, ω ihr Vorbild haben". Diese Meinung ist vollkommen irrig. Die Art der awestischen Vokalbezeichnung ist in Wahrheit echt semitisch, da sie ja die Konsonantenzeichen 𐬀, 𐬌 und 𐬉 verwendet,

genau so wie das Aramäische es im Laufe der Zeit tut, wie wir es schon in den Papyri von Elephantine (אהורמזד, פתיפרס neben פתפרכא), zum Teil im Syrischen (das nur teilweise griechische Vokalzeichen verwendet), in weitem Umfang im Jüdisch-Aramäischen und in vollkommenster Ausbildung im Mandäischen, übrigens auch schon in den Sasaniden-Inschriften (י, ו und א in יאזתן) und in den Texten der mitteliranischen Mundarten finden. Ja, selbst die Bezeichnung des *a* durch א im Awesta nach *y* und *v* (wie in aw. *višyātā-, urvāta-, drəgvāitē* usw.), worauf schon Andreas aufmerksam gemacht hat, ist aramäischer Brauch, wie Schreibungen des Aramäischen des babylonischen Talmuds zeigen.

Ich habe diese Erörterungen vorausgeschickt, weil mir eine Besprechung der Markwartschen Schrift ohne eine kritische Darstellung des gegenwärtigen Standes der Forschung über die mit dem Awestaalphabet zusammenhängenden Probleme sinn- und zwecklos erscheint. M. ist in der Beurteilung dieser Probleme zum Teil eigene Wege gegangen. So hält er es (p. 15) „für das nächstliegende", daß die Gāθās ursprünglich in altpersischer Keilschrift aufgezeichnet wurden. Aber eine irgendwie ausreichende Begründung für diese ganz vage Vermutung hat er nicht zu geben vermocht. Bei der Bestimmung der Lautwerte einzelner Zeichen des Awestaalphabetes hat M. sich zum Teil Andreas, niemals aber Junker angeschlossen, dessen Abhandlung über das aw. Alphabet er merkwürdigerweise gar nicht erwähnt, obwohl besonders aus dem Abschnitt über עש ersichtlich ist, daß er sie gekannt hat. Leider werden trotz des fast überreichen sprachlichen Materials, das er zusammengetragen hat, M.'s Urteile über die hier in Betracht kommenden Fragen dadurch sehr entwertet, daß sie offenbar nicht auf tiefer eindringende, hier unentbehrliche paläographische Untersuchungen gegründet sind, wie sie Junker angestellt hat. Ich führe also die Fälle, in denen M. Deutungen von Andreas übernommen hat, nicht als Beweise für die Richtigkeit dieser Erklärungen an.

M. ist (p. 41) der Ansicht, daß es die mittelpersische Buchschrift ist, „welche zumeist das Material zum Awestaalphabet geliefert hat", und daß (p. 1) die uns überlieferte Aussprache des Awestischen im großen und ganzen die in einer maßgebenden Magierschule entwickelte und überlieferte Aussprache der ersten Hälfte des VI. Jahrh. n. Chr. darstellt. Diese Formulierung ist wenig glücklich und entspricht auch nicht den tatsächlichen Verhältnissen, soweit sie noch erschließbar sind. Denn vor allem ist es unverkennbar, daß die Zeichen des Awestaalphabetes nicht erst auf die Formen der mittelpersischen Buchschrift zurückgehen, in der ein großer Teil der awestischen Zeichen überhaupt nicht mehr vorkommt, sondern auf ältere Zeichenformen, auf die Zeichen eines Pārsīkalphabetes, das neben Formen, die den inschriftlichen Zeichen noch nahestanden, auch schon kursive Formen, Differenzierungen eines und desselben Zeichens und Ligaturen besessen haben muß, und daß die in diesem älteren Alphabet geschriebenen Awestatexte aus ihm in das daraus abgeleitete Awestaalphabet umgeschrieben worden sind[1]. Und mir scheint, daß uns, auch wenn wir nachträgliche Zutaten, Änderungen und Irrtümer der Transkriptoren und Abschreiber in Berücksichtigung ziehen, noch ein guter Einblick in das neue Zeichensystem und in das bei seiner Anwendung befolgte Prinzip möglich ist. Ganz klar tritt vor allem das Prinzip hervor, dem Zeichenmangel des alten Alphabetes dadurch abzuhelfen, daß man differenzierte Formen, Abarten eines alten Zeichens, zur Bezeichnung verschiedener Laute einer Klasse verwendete (*k, γ* aus כ; *χ, h* aus ח; *č, ǰ* aus צ; *t, ϑ, δ* für ת; *p, f* aus פ). Man muß sich ferner von dem Irrtum freihalten, zu glauben, daß Zeichengruppen oder Ligaturen, die für bestimmte Laute gebraucht wurden, auch dieselben Zeichengruppen des Archetypus reproduzieren. So ist es zweifellos, weil dem aramäischen Schriftsystem eigentümlich, daß den zusammengesetzten Zeichen für die Halbvokale, in der Regel auch für die der Diphthonge *aē, ao* (außer bei *ōi* = וי; *āu* = וו (*ou*); *āi* = אי und *ău* = או) in der Urschrift nur einfaches י und ו entsprochen haben, die daneben auch zur Bezeichnung der langen Vokale (*ī, ū*), von *o, ō* und der kurzen Vokale dienten. Damit erledigt sich auch der Einwand Junkers (Caucas. 2, 40) gegen die Deutung des initialen *y* עש als ייצ durch Andreas (die paläographisch einzig mögliche Deutung), daß ייצ schwerlich anders als *yaǰ-, yuǰ-* usw. hätte gelesen werden können und daß man für das anlautende *y* doch ebenso die Schreibung יי (so deutet ja Junker das עש) erwarten müßte, wie sie für das inlautende *y* (د د) gebraucht wird. Aber in Wirklichkeit darf dieses ייצ nicht auch für die Urschrift vorausgesetzt werden, die an- und inlautendes *y* nur durch י und an- und inlautendes *v* nur durch ו ausgedrückt haben kann. Es haben vielmehr erst die Transkriptoren für anlautendes *y* und *v* besondere Zeichen, עש und ע, eingesetzt, die nicht mit Junker als יי und וו, sondern nur mit Andreas als Ligaturen aus ייצ und וובּ erklärt werden können, deren יי und וו die Aussprache, צ und בּ aber die mittelpersischen Lautwerte des י und ו angeben. Man kann damit etwa die Schreibung *gy* (später *ǰ*) im Sakischen für anlautendes *y* (*gyasta* = aw. *yazata*) vergleichen.

So haben die Transkriptoren auch für *w* das zusammengesetzte Zeichen עש eingeführt, das Junker zuerst mit Pahlavīk פ identifiziert, später aber völlig anders als *h*+*p* erklärt hat, während Andreas es paläographisch einwandfrei als וּפ gedeutet hat (vgl. auch die Form كندروق statt كندروف im Mujmil at-tavārīχ und die Pahlavī-Schreibungen גנדרוף, גנדריף Mēn. i Xr. für aw. *gandarwa* in meinen Aməša Sp. 60, Anm. 1). Auch in diesem Falle halte ich es für ausgeschlossen, daß die Urschrift den Laut durch וּפ oder פ (wie Andreas angenommen hat) ausgedrückt hat. Es kann nach semitischem Schriftbrauch nur בּ (*w*) — daneben jünger auch ו, wie z. B. öfter im Jüd.-Aram. und Mand. — gewesen sein.

Für den Nasal *n*, der in der Urschrift nur durch נ wiedergegeben war, wurden je nach seiner Aussprache oder in ganz bestimmten Stellungen Abarten dieses נ (*n, ν, ŋ́*) oder Ligaturen (wie ⁂) verwendet, für *u, o, ō* in bestimmten Stellungen ʕ, ʖ (*ə, ā*), das Junker mit Unrecht auf Pārs. ה zurückgeführt, Andreas ganz gewiß richtig als ו gedeutet hat. Für „*ă*" (vor allem aus ar. *-ās*) wurde fast regelmäßig die Ligatur שׁ, d. i. או gebraucht, deren א ebenso wie bei *ăi* אי

1) Es ist mir unverständlich, wie Junker (Caucas. 3, 130) meine Bemerkung (Andreas Festschr. 92), daß „die überlieferten Awestatexte tatsächlich als eine Umschrift durch Transkriptoren anzusehen sind . . ." mit Zuhilfenahme von Rufzeichen so arg mißdeuten konnte. Ich meine auch heute noch, daß die Awestatexte eine Umschrift darstellen, die von Transkriptoren ausgeführt worden ist. Daß diese Umschrift nicht unverändert geblieben und daß sie nicht etwas Einheitliches ist, das war und ist mir sehr wohl bekannt. Über das Wesen dieser Umschrift gestatte ich mir allerdings anderer Meinung zu sein als Junker.

und *āu* 𐬀𐬎 schon der Urschrift angehört haben muß, während bei den Diphthongen *aē* (*ai*) und *ao* (*au*), für die auch wieder zumeist nur in bestimmten Stellungen, aber mit ihnen gleichwertig, *ōi* (*oi*) und *ōu* (*ou*) gebraucht werden, das 𐬀 (𐬵) erst in der Awestaschrift zur Bezeichnung der in der Urschrift nur durch 𐬌 und 𐬋 ausgedrückten Diphthonge mit herangezogen wird.

Da Junkers schon erwähnte Deutungen von 𐬘, 𐬙 paläographisch ganz unmöglich sind, scheint mir noch immer Andreas', auch von Markwart (p. 2) übernommene Erklärung sehr plausibel, nach der diese Zeichen Ligaturen aus 𐬌𐬉𐬎 sind, die zur Bezeichnung von *ē* (*ai*, *oi*) — in der Urschrift 𐬌 — verwendet wurden, weil im Mitteliranischen ein *aya* zu *ē* geworden war. Wenn eine auch die spätere Aussprache zum Ausdruck bringende Ligatur 𐬌𐬉𐬀 ein anlautendes *y* bezeichnen konnte, wird man auch die Zuhilfenahme der Ligatur 𐬌𐬉𐬎 zur Bezeichnung von *ē* für durchaus möglich halten dürfen. Und dies um so mehr, als 𐬘 und 𐬙 tatsächlich noch in einer größeren Anzahl von Fällen für *yē* (= *yo*) geschrieben erscheint. Vgl. *aēm*: Y. 29, 8 gegenüber *ayēm*: Y. 44, 12; *vaēm* (st. *vayēm*): Y. 30, 9; *gaēm* (st. *gayēm*): Y. 43, 1; *vaēm* (st. *uvayem* = *ubayem*): Y. 55, 2; *aspaēm* (st. *aspyem*): *Yt.* 14, 31; *naire.manah-* für *nairyō.m*° u. a. m.

Wie auch immer die Ligatur 𐬘𐬀 (*ś*) zu deuten sein mag, so lassen doch schon die angeführten Fälle deutlich die Art des Verfahrens erkennen, das bei der Aufzeichnung der Texte in dem neugeschaffenen Alphabet befolgt wurde. Dieses Verfahren setzt aber schon wegen der Vieldeutigkeit der Zeichen der Urschrift ein weit größeres, auf mündlicher Überlieferung beruhendes Wissen der Transkriptoren voraus, als früher — auch von mir selbst — angenommen wurde. Andrerseits mußte die schwere Lesbarkeit der Urschrift auch bei den gelehrten Transkriptoren — in ähnlicher Weise wie dies beim Pählävī der Bücher geschehen ist — die Quelle zahlreicher Irrtümer, Änderungen und Inkonsequenzen werden, die dann durch die Abschreiber eine reiche Vermehrung erfahren haben. —

Es seien mir nur noch einige Bemerkungen zu den Zeichen gestattet, die M. behandelt hat. Wenn ich recht verstanden habe, hält er in all den Fällen, in denen die Verbindung *nh* (wie in *aŋhaṯ*) unorganisch zu sein scheint, das *h* für eine „etymologische Glosse" zu *n*, wie das *h* in *huš.haχā* usw. zu dem daraus entstandenen *š*. Das *n* wäre also aus *h* entstanden. M. schreibt daher *aŋ(h)aṯ*. Dagegen konnte nach M. in den Fällen, in denen die Wurzel bzw. der Stamm ein *n* enthält, und neuiranische Dialekte für aw. *nh* ein *ng*, *n* oder dgl. und die griechischen Lehnwörter γγ (παρασάγγης usw.) aufweisen, „aus *n*+*h* sehr wohl ein *n* entstehen". M. schreibt also auch in diesen Fällen *-saŋ(h)a-* usw. Ich halte diese Auffassung für ebenso verfehlt wie Junkers ältere Zurückführung von 𐬝 auf eine ältere Form des Pārs. 𐭭 (Caucas. 2, 78) und seine höchst umständliche Erklärung der Schreibung *vaŋuhīm* statt *vaŋhvīm* (l. c. 80). Von Hertel (l. c., p. IX) haben wir erfahren, daß Junker jetzt 𐬝 als Nasal anerkennt und auf Pārs. 𐭭 zurückführt, obwohl der Zusatz „mißbräuchlich für *h*" einen halben Rückfall in die schon aufgegebene Erklärung bedeutet. Die Annahme des Lautwertes *n* (*ŋ*) für 𐬝 steht trotz der Mannigfaltigkeit der überlieferten Schreibungen auch mit diesen selbst durchaus im Einklang. Gehen wir von Wörtern mit wurzelhaftem Nasal aus, so ist es klar, daß die Schreibung *māŋhī* die normale Entsprechung des ved. *maṃsi* (1. sing.), wie *-mąstā* (3. sing.) Y 45, 11 von ved. *-maṃsta*, darstellt. In der Schreibung 𐬨𐬀𐬙𐬌𐬭 *māŋghī* ist 𐬝 durch die Nasalbezeichnung *ng* ersetzt. Daneben kommt Vermischung beider Schreibungen in der Form *māŋŋhī* vor (ähnlich in *vāŋŋhaitī* und *vāŋghaṯ* (von *van-*) *Y.* 48, 1 f.). Häufig erscheint die Schreibung 𐬨𐬀𐬘𐬌𐬭 *māśhī*, deren 𐬘 (*ś*) einen Nasal enthalten muß und auch enthält, denn dieses Zeichen kann ganz gewiß nicht von Pārs. 𐭭+𐭩 (*hy*) (Junker, l. c. 78 ff.; Hertel l. c., p. IX) abgeleitet werden, sondern ist die Verbindung einer Abart von 𐬝 mit epenthetischem *i* (vor dem *ī* der folgenden Silbe). In der ebenfalls nicht seltenen Schreibung *māiśhī* ist ein zweites epenthetisches *i* vor *ś* eingesetzt worden wie in der Schreibung *maiśhī*. Demgegenüber steht *māhmaidī* (Y. 46, 13) wie ved. *agasmahi* (von *gam-*).

In den Schreibungen *nr* oder *ngr* für ursprüngliches und nicht ursprüngliches *nhr* ist *n* nicht etwa als aus *nh* entstanden zu denken. Die Hss., darunter auch gute Hss., bieten in einer ganzen Reihe von Stellen auch noch Schreibungen mit *nh*, so zu *aŋgrəm* Y. 45, 2, zu *aŋrō* Y. 57, 17 und Y. 9, 8, wobei das *h* nicht mit Meillet (Journ. As. 1917, 200) als aus der Pahlavīform *ahrman* genommen anzusehen ist, ferner zu *čataŋrō* Yt. 14, 44 und zu *hazaŋra-* Y. 9, 8; 68, 15; Yt. 5, 21; 9, 3; 15, 53. Es sind also noch die älteren Schreibungen *aŋhra-*, *čataŋhr-* und *hazaŋhra-* in den Hss. erhalten!

Daraus folgt, daß auch in den anderen Fällen, in denen ein nicht organisches *n* vor *h* erscheint, das *n* ein Nasal und das *h* ein (nicht einzuklammerndes) *h* ist. Eine Erklärung für dieses Auftreten des *n* vor *h* scheint kaum möglich. Aber Formen wie *gūšahvā* gegenüber *baraŋuha* (für *bara-hva*), *nəmaχvaitīš* gegenüber *aojaŋuhaitīš* sprechen dafür, daß die Schreibungen mit *n* erst später von den Abschreibern eingeschleppt worden sind.

Nur bei dieser Auffassung des *nh* sind Schreibungen wie *vaŋuhīm*, *aŋuhīš*, *χvarənaŋuhaṇtəm* — neben *vaŋhuīm*, *aŋhuīš*, *χvarənaŋhuṇtəm*, d. i. *vaŋhvīm*, *aŋhvīš*, °*ŋhv*(*a*)*ntəm*, vgl. *aojaŋhuntəm*, °*ŋhvantəm*, °*ŋuhantəm* Y. 57, 11; 34, 4, also *u* statt *v* für 𐬋 — zu verstehen. Es ist nicht zweifelhaft und auch das Metrum beweist es, daß die Formen mit °*ŋuhī-* und °*ŋuhant-* fehlerhafte Schreibungen sind, daß ihr *u* epenthetischer Vokal vor einem zu Unrecht weggelassenen *v* der folgenden Silbe ist, und daß die daneben noch vorkommenden Formen mit °*ŋhī* und °*ŋhant-* ganz defektive Schreibungen sind.

Danach sind aber die Formen *aŋhā*, *aiŋhā*, *aŋhā* (gen. sing., ai. *asyāḥ*) gegenüber gAw. *aŋhyāi* (Dativ), ferner *daŋhāuš*, *daiŋhāuš*, *daŋhāuš* gegenüber gAw. *daŋhyāuš* u. a. m. zu beurteilen. In dem dem oben behandelten °*ŋuh*° ganz analogen °*ŋh*° ist also das *i* der Ligatur 𐬘 (*ś*) = 𐬌𐬝 der epenthetische Vokal vor dem fälschlich weggelassenen *y* der folgenden Silbe. Dasselbe gilt auch für *parāŋhāṯ* (*parāiŋhāṯ*, *parā.aiŋhāṯ*) und *parāŋhāṯ* Y. 9, 11 sowie für *uzāŋhaṯ* (zu *ah-*, *ahya-* „werfen"). Das Nebeneinander der Schreibungen °*ŋh*° und °*ŋh*° setzt natürlich nicht, wie Meillet, Journ. As. 1920, 188 meint, die „Existenz zweier orthographischer Systeme" voraus.

Die Ausführungen Markwarts (p. 11 ff.) über aw. 𐬇, 𐬈 (*ə*, *ə̄*) sind ebenso unbefriedigend wie die über alle anderen von ihm behandelten Zeichen. Nach ihm drücken *ə*, *ə̄* nur in der Stellung vor einem Nasal, einem Labial oder labialen Spiranten oder, wo *ə̄* im In- oder Auslaut ein altes *-as* vertritt, einen dunklen Vokal (*o*, *ō*) aus, aber die Labialisierung des *a* sei erst in einer späteren Zeit erfolgt. Von einer Aussprache des *r̥*-Vokales als *or* oder *ur* sei jedenfalls

im Altpersischen und Medischen nichts zu spüren, und die Behauptung von Andreas, daß ḗ, ḗ aus ī entstanden seien, sei unbewiesen. Auch Junker hat die Ableitung aus ī abgelehnt und sich bemüht, die Herkunft dieser Zeichen aus Pārs. ה zu beweisen (Caucas. 2, 37; 54 ff.). Dieser Beweis scheint mir aber nicht gelungen zu sein. Wenn auch das griechische ε aus ה hervorgegangen ist, so ist doch die Annahme der Zugehörigkeit von ḗ, ḗ zu ה durchaus nicht zwingend, und auch die Zusammenstellung mit dem ה des Phl.-Psalters und dem syr. (Estrangelo) ה erscheint mir sehr bedenklich. Auch der Behauptung, daß Kharoṣṭhī *a, i, u, e, o* auf ה und nicht auf א (wie Bühler angenommen hat) zurückgehe (Junker l. c., 2, 57, Anm. 5 u. 3, 134), werden Kenner der indischen Paläographie kaum zustimmen. Im semitischen Schriftbrauch ist die Verwendung eines ה für einen Vokal in der Art des Gebrauches von aw. ḗ, ḗ im Anlaut, Inlaut und Auslaut unerhört. Die Fälle, auf die Junker sich beruft, sind von ganz anderer Art. Das ה im Auslaut aramäischer Wörter kann ebensowenig verglichen werden wie das in neupersischen Umschreibungen awestischer Wörter auch im Wortinneren als Stütze des Auslautvokals (*a, e*) der Silben (z. B. يزمیده = *yazamaide*) und das im Np. nach auslautendem *a* geschriebene ه. Die syrische Verwendung von *h* für griech. ε, αι ist eine Absonderlichkeit, die erst bei späteren Schriftstellern vorkommt. In dem einzigen, scheinbar beweisenden Beispiel, dem in einer aramäisch-griechischen Bilinguis enthaltenen מהגפרן = Μαγ[αφε]ρνου, scheint ה für *a* geschrieben zu sein. Das ist aber für eine aramäische Inschrift ganz unwahrscheinlich, und ich halte es für sehr wohl möglich, daß הג das griech. γ ausdrücken soll. (Man wird sich natürlich auch nicht etwa auf das syr. ܐܗܪܡܙܕ (für *ahrmōy*) berufen dürfen.) Dazu kommt, daß auch alle mitteliranischen Alphabete die Vokale *ū, ō* nur durch ī (oder וא) ausdrücken. Alle diese Erwägungen sprechen dafür, daß ḗ, ḗ eine Abart des ī darstellen, und dies ist nicht nur paläographisch möglich, sondern wird auch durch den nur auf ein ī anwendbaren Gebrauch dieser Zeichen bewiesen, wie ich an einer anderen Stelle ausführlich darzulegen gedenke. Hier mögen einige wenige Beispiele genügen. Ich habe Andreas-Festschr. 95 schon darauf hingewiesen, daß in *āfəntəm* (**āp-vant-əm*) das *ə* nach *f* ein ī bezeichnen muß, daß also *āfv(a)ntəm* zu lesen ist (vgl. auch *āfənte* „sie werden erreicht" = *āf-v-(a)nte*, wo die Erklärung Barthol.'s, Grundr. § 141 „*f* aus *pṷ*" ganz unmöglich ist). Dieselbe Geltung hat das ḗ auch in der Ligatur ﬤ in dem Worte *avāntəm*, das ich bei Wackernagel, KZ. 46 (1914), 275 f. (wie schon vorher Meillet Indog. Forsch. Anz. 29, 21) als אוואונתום, d. i. *avăvantəm* erklärt habe. Und diese Erklärung ist trotz Junkers Einwendungen (l. c., 2, 68, Anm. 1) ganz einwandfrei, und zwar auch von der „Bedeutungsseite" her. Die Stellen Yt. 8, 50 und 10, 1 können doch nur meinen: Ich habe ihn (Tištrya, Miθra) als einen solchen an Verehrungs- und Anbetungswürdigkeit geschaffen wie mich selbst, den Ahura M. Bartholomaes Erklärung von *avāntəm* = ai. *ābhāntam* paßt hier sicherlich viel weniger. Dazu kommen die Wörter, in denen ḗ (= jAw. ﬠ) *ō* bezeichnet (*yō, raočōbīš* usw.), und die überaus zahlreichen Fälle, in denen *ə* in den Hss. mit *u* wechselt (z. B. *χratŭ* für *χratāu* und *vaŋhŭ* in einem Teile der Hss. für *vaŋhāu*: Y. 30, 10; 31, 19; 33, 2 usw.). In *drəgvant-*, das gewiß nicht anders als *drugvant-* ausgesprochen wurde, ist ḗ zweifellos für ī = *u* geschrieben. Es ist dies eine Besonderheit der Schreibung gleich vielen anderen Besonderheiten und bedarf nicht der von Meillet, Jounr. As. 1917, 186 gegebenen Begründung. Es ist ferner trotz Bartholomaes zu einem großen Teile sicherlich treffenden Ausführungen in „Zur K. d. mittelir. Mundarten VI" nicht zweifelhaft, daß der durch *ərə* bezeichnete r-Vokal des Awesta in einer großen Zahl von Fällen (*nərəš, čikōitərəš* usw.) und daher auch ganz allgemein als וּר (*ur*) aufzufassen ist, und mir scheint, daß dies durch das Zeugnis des Altpersischen und des Griechischen, die *ar* schreiben, keineswegs ausgeschlossen wird. Im übrigen hat ja Bartholomae selbst (Zum Air. Wtb. 54) anerkannt, daß „die dunkle Aussprache des in Rede stehenden Vokals nicht nur neu- und mittel-, sondern bereits altiranisch ist".

Auch die Beurteilung der Zeichen 𐬀 (*ą*), 𐬁 (*ę*) und 𐬱 (*š*) durch Markwart ist ganz unzulänglich und zum Teile irrig. Er erklärt 𐬀 als אן und 𐬁, das gleichen Ursprungs sein soll, als Zeichen für „einen reduzierten Nasal, ähnlich dem indischen Anusvāra", während Junker (l. c., 2, 71) 𐬀 als אנג und 𐬁 (p. 74) als א+Pahlavīk מ (nach Hertel, l. c. p. IX aber als Pārs. ח (א)+ Pārs. מ) deutet. Daß diese Ableitungen und ihre Begründungen verfehlt sind und daß Andreas auch her viel weiter und besser gesehen hat, hoffe ich an anderer Stelle nachweisen zu können. — Das 𐬱 ist nach M. (p. 41) Ligatur aus יחר („*ihr* bzw. *əhr*") oder אחר (*ahr*). „Sollte sich trotzdem noch die Aussprache *š* für 𐬱 erhärten lassen, so wäre dies jedenfalls als Zerebral aufzufassen und würde sich als Ligatur aus ש + | = ר herausstellen", vergleichbar dem zerebralen *š* im Ormurī, sowie mit dem *š* des Balūčī im *ša-* aus airan. *fra-*. Auf Junkers Erklärung (𐬱 = וחר, darin aber חר mittelaw. oder „mittelafγānoide" Bezeichnung eines in der nordiranischen Heimat des Awesta in mittelafγānischer Zeit aus *rt* entwickelten spirantischen *γ*, d. i. *ɣ́*, > neuafγ. *γ*; das חר auch in *gaoša*, neuafγ. *γvaž*, mittelafγ. Bezeichnung eines *ɣ́*, also *gaoša* für „ein gesprochenes *γaṷɣ́* oder *γaɣ́*"; daher das Awest. entweder als altafγān. oder im Geschwisterverhältnis dazu stehend aufzufassen) gehe ich nicht ein. Ich halte sie aus mehreren Gründen für bedenklich.

Den Namen Zaraθuštra erklärt M. als **Zaraṯuštra* „falbe Kamele besitzend", die griechische Namensform Ζωροάστρης als **Zurvāstra* (aus **Zaurvahvāstra*) = aw. **Zaurvaṯ.vāstra* „grüne Weiden besitzend" (sehr unwahrscheinlich!) und eine dritte Namensform Ζαράτας usw. als Ableitung von **Zaraṯ.uštra* oder **Z(a)rvaṯ.vāstra*.

Zu der Interpretation von Y. 43 durch M. ist wenig zu sagen. Er lehnt sich gleich allen anderen Awesta-Interpreten eng an Bartholomaes Übersetzung und geht nur in einigen Kleinigkeiten über sie hinaus. Allen zumeist ungerechten Bemängelungen zum Trotz erweist sich das Werk Bartholomaes, mag er auch da und dort geirrt haben, als eine Meisterleistung von dauerndem Wert.

Südasien.

Renou, Louis: **Bibliographie védique.** Paris: Adrien-Maisonneuve 1931. (V, 339 S.) 4°. 100 Fr. Bespr. von Fr. Gelpke, Berlin.

Das Bedürfnis nach einer vedischen Bibliographie bedarf keines Nachweises. Jeder, der das Fehlen eines solchen Werkes nicht selbst empfunden hat, kann sich durch das Studium der ersten Paragraphen von R.s Bibliographie davon überzeugen, wie verstreut, oft geradezu abgelegen, wie veraltet

und unvollständig in andern Fällen das Material ist, das in den vorhandenen bibliographischen Arbeiten für das vedische Gebiet vorliegt. Zu besprechen bleibt nur die Frage, wie die so dankbare und zugleich so undankbare Aufgabe gelöst ist.

Die drei Vorzüge, welche vor allen andern den Wert einer Bibliographie bedingen, weist R.s Werk in ganz hohem Maße auf: es bringt den Stoff durchaus vollständig, genau und in übersichtlicher Anordnung. Der Begriff Veda ist so weit gefaßt, wie es nur wünschenswert ist: vom Ṛg-Veda bis herab zu den älteren Dharmasūtra und den Śikṣā. Ein Anhang (§ 116) führt die Texte moderner und apokrypher Upaniṣaden auf. Indogermanistik und Iranistik werden in dem Umfange berücksichtigt, wie von ihnen aus Licht auf vedische Sprache, Kultur und Geschichte fällt[1]. Und zwei weitere Anhangsparagraphen (§ 198f.) geben die Literatur über vedische Einflüsse auf das spätere Indien bis zu Gandhi und Sādhu Sundar Singh sowie auf das westliche Denken.

Die wissenschaftliche Behandlung des Veda ist von Colebrooke „On the Vedas 1805" an datiert und buchstäblich bis in die letzte Woche vor dem Erscheinen der Bibliographie berücksichtigt. Die früheren Angaben über vedische Gegebenheiten von Megasthenes an bis 1805 enthält ein 4. Anhang (§ 201), während sechs einleitende Paragraphen die Literatur über die Geschichte der vedischen Wissenschaft und Verwandtes aufführen.

Der innerhalb dieser peripheren Gebiete liegende Hauptbereich der Bibliographie gliedert sich von selbst in zwei Teile: 1. Texte samt Kommentaren und 2. Darstellungen, von denen der erste nach der Art der Texte in 9, der zweite in 7 Abschnitte wie Geschichte, Religion, Philosophie, Linguistik usw. zerfällt. Die engere Unterteilung ergibt sich nicht so selbstverständlich. Da muß oft das subjektive Urteil entscheiden[2], und bei manchen Abhandlungen ist, wie in jeder systematischen Bibliographie, die Zuweisung zu einem bestimmten Paragraphen nicht leicht. In derartigen Fällen schaffen zahlreiche Verweise sowohl am Kopf der betreffenden Paragraphen wie zu einzelnen Werken und am Schluß des Ganzen ein Wortindex Zusammenhänge, die in der Anordnung selber nicht hervortreten, und helfen so, das Material über Einzelfragen aufzufinden.

Die Verweise, bes. zu einzelnen Werken, gegebenen Falles auch zu kleineren Gruppen innerhalb mancher umfassenden Paragraphen, könnten bei einer Neuauflage noch vermehrt werden. Z. B. vermißt man im § 143 'Géographie, Localisations' zu Halévys Note sur la la géographie de l'Atharva-Véda (Nr. 23) einen Hinweis auf Webers Aufsatz Über Bāhlī, Bāhlika aus den Berliner S.-B. 1892, den R. mit Recht in § 194 'Vocabulaire: noms propres' (Nr. 42) aufführt[3], in § 24 'Traductions ou commentaires d'hymnes particuliers' (scil. des Ṛgveda) wäre zu X, 85 unter Nr. 88f. auch auf Webers Vedische Beiträge (I,) 3: 'Der 13. Vers des Sūryasūktam' zu verweisen, der in § 140 'Chronologie. Datation' (Nr. 9) aufgeführt steht, bzw. auf die ganze Gruppe von Aufsätzen (Nr. 8ff.), die sich von jenem Vers aus mit der Frage nach dem Alter des Ṛgveda beschäftigen. Zu demselben § 24 ist ein Hinweis erwünscht auf § 167, 1: L. Schermann, 'Philosophische Hymnen aus der Rig- und Atharva-Saṃhitā', zu § 94 'Sauparṇa et Nītimanjarī' auf § 188, 5: H. Oldenberg, Zur Geschichte des altindischen Erzählungsstils. 2. Das Sauparṇa. NGGW. 1919, p. 79.

Daß R. Abhandlungen mit vermischtem Inhalt, wie A. Webers eben erwähnte Vedische Beiträge in den Berliner S.-B., im allgemeinen aufteilt und ihre selbständigen Einzelteile an verschiedenen Stellen seines Werkes aufführt, ist durchaus zu begrüßen. Die dadurch verwischte äußerliche Zusammengehörigkeit kann, wenn nötig, mit Hilfe des 'Index des noms d'auteurs' leicht festgestellt werden. Eine Schwierigkeit für den Benutzer ergibt sich aber dadurch, daß diese Aufteilung nicht konsequent durchgeführt ist. So findet man z. B. die Übersetzungen und Erklärungen einzelner Hymnen, die V. Henry in seinen 'Vedica' in den MSL. gegeben hat, zum Teil (von RV I, 191 u. III, 7) in § 23, 'Traductions de séries d'hymnes ou strophes' (Nr. 35f.), die Übersetzung von X, 106 dagegen (Vedica IV, 20) unter den 'hymnes particuliers' in § 24 (Nr. 122). Ebensowenig sehe ich den Grund dafür, daß Roths berühmter Aufsatz 'Zwei Lieder des Rigveda' (ZDMG 24) oder Geldner, 'Zur Erklärung des Rigveda' (ZDMG 71) ungeteilt unter 'Séries d'hymnes' aufgenommen sind (§ 23, Nr. 18 bzw. 28, vgl. auch ebda. Nr. 37)[1].

Indessen wird der Wert der Bibliographie durch solche kleinen Mängel in der Anordnung des Stoffes kaum beeinträchtigt, denn jeder sorgfältigere Benutzer wird sie schnell sehen und ihnen Rechnung tragen. Auch bei den einzelnen Aufnahmen und in den Indices wird man einige kleine Versehen und Druckfehler leicht erkennen und beseitigen, z. B. daß im Verzeichnis der Verfassernamen unter Zimmer Vater und Sohn nicht geschieden sind, oder daß zu mehreren Aufsätzen Th. Zachariäs der Hinweis auf die 'Kleinen Schriften' (Bonn und Leipzig 1920) fehlt. Lücken sind sonst in der Bibliographie kaum bemerkbar. In etwa vier Monaten des Gebrauchs habe ich nur zwei ziemlich entlegene Arbeiten vergeblich darin gesucht: H. Oldenbergs Beitrag 'Indisch' in Mommsen, Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker. Leipzig 1905. S. 69—86 (zu § 134), und die Amsterdamer Dissertation von Cornelius Al. Arn. Joannes Greebe: De Dioscuris. Leiden 1895. (zu § 161)[2].

Zu allen wichtigeren Arbeiten sind die Rezensionen angegeben, und besonders da, wo es dem Titel nach erwünscht ist, wird der Inhalt in ein paar Worten umrissen. Diese bei einer so hervorragenden Bibliographie an sich selbstverständliche Zufügung verdient deswegen hervorgehoben zu werden, weil die

1) So enthält § 118: „Éditions et traductions de l'Avesta" wohl Darmesteters Übersetzungen, aber nicht Geldners Ausgabe. — „D'autre part, il ne pouvait être question d'incorporer tous les textes où se trouve mentionné, à titre isolé, quelque fait védique ... Il a fallu se limiter à ceux qui exposent et discutent directement des faits relevables de notre bibliographie" (Avant-propos S. I).

2) Auffallend ist im 1. Hauptteil die Stellung der Āraṇyaka (§ 85) unter 'VIII. Textes annexes', von den Brāhmaṇa (VI, §§ 52—58) getrennt durch die Ritual-Sūtra (§§ 59—84) von den Upaniṣaden (§§ 96—116) durch die Vedāṅga, Sauparṇa usw. (§§ 86—95).

3) Hier versagt auch der 'Index des mots' einmal.

1) Kerbakers Übersetzungen von Hymnen des RV. sind wohl mit Absicht auf die §§ 22 (Nr. 15f.) und 23 (Nr. 3 u. 8) verteilt, wären aber vielleicht doch besser zu vereinigen. Windisch, Zwölf Hymnen (§ 23, 6) wird man nur im § 22 suchen.

2) Im Vorwort sagt R.: „... étant donné que le travail a été fait avec les seules ressources des bibliothèques parisiennes, un grand nombre de travaux étrangers nous aura évidemment échappé, ceux notamment qui ont paru dans certains périodiques indiens. On espère du moins n'avoir rien omis d'important' (S. I).

darin liegende Aufgabe mustergültig gelöst ist. Bekundet sich schon in der Auswahl der auf diese Art hervorgehobenen Werke eine gewisse Kritik, so liegt in dem Wortlaut der Inhaltsangaben trotz ihrer äußerst präzisen Form in zahlreichen Fällen ein Urteil verborgen, dem man wohl vertrauen darf, wo immer man es herauszufühlen vermag[1]. So verrät das Werk die Hand des Meisters nicht nur in der bibliographischen Technik, sondern ebenso auf dem Gebiet der vedischen Philologie.

Stein, Sir Aurel, K. C. I. E.: **A Catalogue of Paintings recovered from Tun Huang.** Preserved in the Sub-Department of Oriental Prints and Drawings in the British Museum, and in the Museum of Central Asian Antiquities, Delhi, by Arthur Waley. London: British Museum 1931. (LII, 328 S.) 4°. $ 2 —. Bespr. von Ludwig Bachhofer, München.

Die Bilder, die Sir Aurel Stein 1907 aus einer vermauerten Nische in einem der buddhistischen Höhlentempel von Tun-huang nach Europa gebracht hat, gehören zu den wichtigsten kunst- und religionsgeschichtlichen Zeugnissen, die uns aus China vom Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausend erhalten sind. Das gleiche gilt natürlich für die Nachlese, die Pelliot an derselben Stelle gehalten hat und die im Louvre und im Musée Guimet in Paris zu sehen ist. Als aufschlußreiche Dokumente über den Buddhismus vom VII.—X. Jahrhundert hat man sie wohl schon immer angesehen, doch fehlte es bisher an einer systematischen Bearbeitung. Eine solche liegt nun, ein Vierteljahrhundert nach der Entdeckung, für die englische Ausbeute vor, die zwischen dem British Museum und dem Museum of Central Asian Antiquities in Delhi aufgeteilt worden ist. Arthur Waley, dessen Ausscheiden einen kaum zu ersetzenden Verlust für das Britische Museum bedeutet, hat der Wissenschaft mit dieser Arbeit einen außerordentlichen Dienst geleistet.

Die Erkenntnisse, die sich als Resultate dieser Untersuchung ergaben, liegen auf zwei verschiedenen Gebieten: auf dem der buddhistischen Ikonographie und dem der Geschichte des Buddhismus.

Die besondere Form des Buddhismus, die in Tun-huang herrschte, war seit langem bekannt: es war eine Mischung von Paradies-Kult und Zauberformel (dhāraṇī)-Kult, wie sie auch in Japan während der Nara-Zeit (645—741) angetroffen wird. Im Paradieskult glaubte man sich bisher auf das „Paradies des Reinen Landes im Westen", über das Amitābha residiert, und auf das als Gegenstück gedachte „Paradies des Ostens" mit Bhaiṣajyaguru beschränken zu können. Es scheint aber kein Zweifel zu sein, daß man in China schon im VII. Jahrhundert ein Paradies des Śākyamuni kannte, besser gesagt, aus einer Stelle des Saddharmapuṇḍarīka das Recht auf eine solche Darstellung herleitete. Dazu kam noch das Paradies des Maitreya, als welches der Innenhof des Tuṣhita-Himmels angesehen wurde, wo er die Zeit bis zu seinem Erscheinen auf der Welt verbringt (nach der verbreitetsten Übersetzung des Dīrghāgama durch Kumārajīva, um 400).

Ein paar Belege: schon Tao-an (314—385) äußert den Wunsch, im Paradies des Maitreya wiedergeboren zu werden, K'uei-chi (632—682) vergleicht im Hsi Fang Yao Chüeh die Vorteile des Paradieses im Westen, mit denen des Paradieses Maitreyas, und Seihan (962—999) bezeichnet die vier Paradiese des Kōfukuji in Nara (um 730) als das des Maitreya im Norden, des Śākyamuni im Süden, des Bhaiṣajya im Osten und des Amitābha im Westen.

Dieses Wissen um die religionsgeschichtlichen Grundlagen erlaubte Waley, eine Reihe von Paradiesbildern unter diese „Herrscher" aufzuteilen. Das war aber nur deshalb möglich, weil die in Frage kommenden Bilder fast alle einer und derselben, stilistisch ziemlich eng zusammengehörigen Gruppe angehören, d. h. der Zeit von der Mitte des IX. bis zum Ende des X. Jahrhunderts. Im Augenblick, wo man es mit früheren Konzeptionen der gleichen Themen zu tun hat, ist die Identifikation nicht so leicht: so wird Nr. 6 als „Buddha unter dem Bodhibaum predigend" bezeichnet, es ähnelt aber sehr stark Nr. 499, welches nach den Inschriften als „Westliches Paradies" zu gelten hat. Die beiden Bilder gehen in die Zeit um 700 zurück, und das Bildschema ließe sich leicht durch ein paar weitere Werke, d. h. durch Fresken in Tun-huang, für diese Zeit belegen.

Damit ist der Finger auf den einzigen wunden Punkt dieses ausgezeichneten und aufschlußreichen Buches gelegt: der Verfasser rechnet nicht mit dem natürlichen Wandel, den alle Darstellungen notwendig im Laufe der Jahrhunderte durchmachen. Ich meine gar nicht die Veränderungen in Gewand-, Landschafts- und Raumdarstellung, sondern Tatsachen wie die, daß erst in der ersten Hälfte des VIII. Jahrhunderts der Bildtypus für das „Westliche Paradies" (mit der rahmenden Ajātaśatru-Legende) gefunden wird, der dann bis ans Ende des X. Jahrhunderts verbindlich bleiben sollte.

Die Zuweisung eines Paradieses an Śākyamuni aus dem Grunde, weil die Seitenszenen ein Jātaka, also eine Geschichte mit dem Erhabenen in der Hauptrolle, illustrieren, erscheint mir nicht ganz einwandfrei. In der Höhle 104 von Tun-huang, auf der rechten Wand (Pelliot, Grottes de Touen-houang, Pl. 187) befindet sich eine Darstellung des Buddha mit einer Schar von Begleitern in einer gebirgigen Landschaft. Über der Konfiguration zeigt sich ein Gewässer, umgeben von Bergen, dahinter Paläste: kein Zweifel, daß das Paradies des Westens gemeint ist, um so mehr, als der Buddha einen Strahlenkranz hat, der ihn als Amitāyus kennzeichnet. In der Gebirgslandschaft werden die Gefahren vorgeführt, denen man, nach dem Saddharmapuṇḍarīka, durch die Anrufung des Avalokiteśvara entgeht; es sind nur Variationen der Gefahren, die einem durch wilde Tiere drohen. Unten nun, in der linken Ecke, ist das Chaddanta Jātaka illustriert; das wird die Bestimmung des Bildes als westliches Paradies nicht umstoßen können, denn alle anderen Indizien sprechen offen dafür.

Die einzige Darstellung des „Paradieses auf dem Geierberg", die einwandfrei als solche bezeichnet werden kann, findet sich in der Höhle 146 in Tun-huang; ich habe sie in einer Arbeit, in der ich unter anderem auch die Höhlen von Tun-huang zeitlich zu ordnen versucht habe, als „Paradies des Westens" abgebildet (Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 1931/III, Abb. 19). Ich erkenne dankbar an, daß mir diese Korrektur erst durch die Ausführungen Waleys möglich geworden ist.

Anders verhält es sich mit den Darstellungen Nr. 20, der großen Stickerei (Ch. 00260) und der entsprechenden Buddhafigur auf der Zeichnung berühmter indischer Statuen (Nr. 450). Der Erhabene ist jedesmal stehend wiedergegeben, und zwar auffallend steif, vor einem Hintergrund steil aufgetürmter

---

1) Auch die Reihenfolge, in der die Werke innerhalb der einzelnen Paragraphen und Abschnitte angeführt werden, dient dort, wo das System nicht darunter leidet, oft zur Herausstellung von Wichtigem.

Felsen. In Nr. 20 sitzt darauf ein Geier, womit wohl die Lokalität als Geierberg bezeichnet sein soll. Die Übereinstimmung der Gewandbehandlung in der Vorlagenzeichnung und der Stickerei legt, zusammen mit der unnatürlichen Steifheit, den Gedanken nahe, daß die Hauptfigur einer Plastik nachgebildet wurde, und zwar der, die auf dem Geierberg im Lande Maghada selbst stand und von der Hsüan-tsang 645 n. Chr. eine silberne Kopie nach China gebracht hatte.

Es soll hier nicht vergessen werden, daß schon Raphael Petrucci in seiner Arbeit über die Bilder aus Tun-huang (Serindia III/Appendix E) zwischen Maṇḍalas des Amitābha, des Bhaiṣajyaguru, des Maitreya und des Śākyamuni unterschieden hat. Petrucci verstand unter Maṇḍala nicht nur Paradiesbilder oder eine diagrammähnliche Anordnung mehrerer Figuren, sondern jede vielfigurige Komposition mit einer betonten Hauptperson. Petrucci hatte aber als erster erkannt, daß es verschiedene Paradiesdarstellungen gab, ohne allgemeine Zustimmung zu finden.

Waley gibt alle Inschriften in Chinesisch und die dazu gehörige Übersetzung, ziemlich genaue Farbangaben und Bildbeschreibungen. Die Stilunterscheidungen, die er im Vorwort anführt, sind etwas zu handfest; es handelt sich übrigens dabei weniger um einen Stil- als um einen Typenwechsel, und der bezieht sich nur auf das Heiligenpersonal. Eine genauere Prüfung wird ergeben, daß sich diese Typen in einer ganz bestimmten Ordnung folgen, was nicht heißt, daß die älteren Typen vollständig verschwinden.

Das sind jedoch Dinge, die schon außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen, denn die Aufgabe des Katalogs lag in der Beschreibung und Erklärung des ikonographischen und epigraphischen Tatbestandes, und die ist auf eine mustergültige Art gelöst worden. Das Buch ist eine wahre Fundgrube und wird jedem, der sich mit dem chinesischen Buddhismus, mit der chinesischen und der zentralasiatischen Kunst zu befassen hat, unentbehrlich sein.

Ostasien.

Second Report on Progress in Manchuria to 1930. Dairen: The South Manchuria Railway 1931. (VIII, 307 S., 2 Diagramme, 3 Karten, Abb.) gr. 8°. Bespr. von Hans Maier, Leipzig.

Bei der Bewertung dieses zweiten Berichtes der unter japanischer Verwaltung stehenden Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft muß man beachten, daß es eine Propagandaschrift ist, ein Gegenstück zu „North Manchuria and the Chinese Eastern Railway" (Charbin 1926), dem Bericht der unter chinesisch-russischer Verwaltung stehenden Ostchinesischen Eisenbahngesellschaft. Wenn man auch von solchen wirtschafts- und außenpolitisch einseitig eingestellten Berichten kein ganz sachliches Bild von den wirklichen Zuständen erwarten darf, so sind sie doch eine Fundgrube auch für den Wissenschaftler, zumal da das wissenschaftliche Schrifttum über die Mandschurei noch außerordentlich gering an Zahl ist. In 12 Abschnitten behandelt das vorliegende Werk Geographie, Geschichte (beides sehr kurz), Verkehrswesen, japanisches Pachtgebiet und Eisenbahnzone, Südmandschurische Eisenbahn, Handel, Ackerbau, Berg- und Forstwirtschaft, Industrie, Geldwesen, Unterrichtswesen und Gesundheitsdienst der Mandschurei. Von der bedeutenden Erschließungsarbeit Japans, das in der Mandschurei über zwei Mill. Yen Anlagewerte besitzt (also nicht 4 bis 5 Mill. Yen, wie manchmal behauptet wird), gibt der Bericht genaue Angaben, während die für die Japaner unangenehmen Tatsachen, wie das Scheitern des von der japanischen Regierung geldlich stark unterstützten Versuchs der Ansiedlung japanischer Bauern, völlig verschwiegen werden. Die Darstellung ist zuweilen ganz amerikanisch, so wenn stets angegeben wird, wieviel Geld die Bahnen, Unterrichtsanstalten, Krankenhäuser usw. gekostet haben. Über die nicht unbeträchtlichen chinesischen Anlagenwerte sind die Angaben viel weniger eingehend und zuverlässig. Als Beilagen sind die Pläne der drei Haupthäfen für die Mandschurei, Dairen, Wladiwostok und Hu-lu-tao, beigegeben. Ein umfangreicher Anhang bringt im Wortlaut die wichtigsten diplomatischen Schriftstücke und Verträge über die japanischen und russischen Rechte und Ansprüche in der Mandschurei und Mongolei vom Vertrag von Shimonoseki bis zum chinesisch-japanischen Zollvertrag von 1930, wobei man das Glanzstück der japanischen Gewaltpolitik allerdings vermißt, des Ministerpräsidenten Tanaka Eingabe vom 25. Juli 1927 an den Kaiser über eine aktive Politik gegen Mandschurei und Mongolei.

Schurhammer, Georg, S. J.: **Die zeitgenössischen Quellen zur Geschichte Portugiesisch-Asiens und seiner Nachbarländer** (Ostafrika, Abessinien, Arabien, Persien, Vorder- und Hinterindien, malaiischer Archipel, Philippinen, China und Japan) **zur Zeit des Hl. Franz Xaver** (1538—1552). 6080 Regesten und 30 Tafeln. Leipzig: Verlag Asia Major G. m. b. H. 1932. (XLVII, 522 S.) 4°. = Veröffentl. d. kathol. Universität Jôchi Daigaku, Tôkyô. Xaveriusreihe Bd. I. RM 50 —; geb. 53 —. Bespr. von J. Witte, Berlin.

Der gelehrte, durch viele hochwertige Forschungen über die Kulturen und Religionen Asiens wohl- und weitbekannte Verfasser dieses vorliegenden Buches legt in demselben das Ergebnis einer erstaunlich umfassenden und gründlichen Sammlung von Titeln von Quellen vor. Was nur irgend an Drucken, vor allem aber an Handschriften (auch Inschriften) in den Bibliotheken und Archiven Portugals, Spaniens, Italiens, Englands, Deutschlands vorhanden ist, ist hier zu finden: 6080 Nummern! Und das sind die Quellen nur für die kurze Spanne Zeit von 1538—1552. Wer soll das einmal verarbeiten zu einer Geschichtsdarstellung Portugiesisch-Asiens oder FernAsiens überhaupt in diesem kurzen Zeitraum? Man möchte wünschen, daß das dem Verfasser zur Krönung dieser unsäglich mühevollen Sammelarbeit möglich wäre. Da könnte man fragen, ob für solche kurze Spanne Zeit der Geschichte Fern-Asiens diese ungeheure Arbeit nicht zuviel Aufwand ist. Der Verfasser gibt auf diese Frage selbst die beste Antwort in der kurzen Skizze über „Die Geschichte Portugiesisch-Asiens und seiner Nachbarländer 1538 bis 1552". Es war eben eine ungeheuer entscheidungsvolle Zeit, deren Wurzeln bis 1498, bis zur Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, zurückreichen (von dieser Vorzeit han-

deln die Quellen 1—215). Es wurde in dieser Zeit der Bann durchbrochen, die Sperre beseitigt, durch die der Islam Europa von Asien getrennt hatte. Das brachte (mit der Entdeckung Amerikas) eine Weltenwende, nicht nur für Europa, sondern auch für Asien, politisch, wirtschaftlich, kulturell, religiös. Und als der religiöse Pionier von überragender Bedeutung in dieser Zeit ist eben fraglos Franz Xaver anzusprechen. So rechtfertigt sich die Inbeziehungsetzung dieses Buches zu diesem Mann, dessen genialen Weitblick in der Mission man restlos anerkennen muß.

Man kann dies Buch Schurhammers nicht rezensieren, man kann es nur anzeigen und auf seine Bedeutung hinweisen, damit es bekannt und benutzt werde. Die Benutzung wird dadurch wesentlich erleichtert, daß bei allen irgend wichtigen Quellen kurz ihr Inhalt angegeben wird. Die 30 Tafeln sind Bildwiedergaben von Briefen Xavers, von Urkunden und Briefen und Unterschriften aus vielen Ländern, in vielen Sprachen, von Abessinien, Arabien, Persien, Indien, die Malaienwelt bis nach Japan.

Pratt, Peter: **History of Japan.** Compiled from the Records of the English East India Company at the Instance of the Court of Directors, ed. by M. Paske-Smith, C. B. E. Vol. I & II. Kobe/Japan: J. L. Thompson & Co. 1931. (XXVII, 488 S. u. V, 339 S.) gr. 8°. Yen 25 —. Bespr. von J. Witte, Berlin.

Der englische Handel mit Japan dauerte nur 10 Jahre, 1613—23, lebhaft unterstützt durch den Engländer William Adams, der im Jahre 1600 auf einem holländischen Schiff nach Japan gekommen war. Adams gelangte am Shogun-Hofe zu hoher Gunst. Trotz der Förderung durch diesen Mann, der in den Dienst der Handelsgesellschaft trat, kam der englische Handel mit Japan nicht recht in Schwung. Im Jahre 1623 gaben die Engländer ihn freiwillig auf. Nachher machte man freilich wieder verschiedene Versuche, den Verkehr mit Japan wieder aufzunehmen. Aber inzwischen war die völlige Absperrung Japans vom Auslande durchgeführt worden, bei der nur die Holländer in Nagasaki eine Niederlassung haben durften. Die Holländer haben natürlich alles getan, um die drohende Konkurrenz der Engländer abzuwehren. So nützte selbst ein Brief Karls II. an den Shogun nichts (1671). Das englische Schiff mußte ohne Erfolg aus Nagasaki abfahren. Die englische Königin sei eine katholisch-portugiesische Prinzessin, England stehe also mit dem Lande in Verbindung, durch dessen Politik und katholischen Glauben Japan so großen Schaden erlitten habe. Dies ist der äußere Rahmen des Geschehens, von dem diese beiden umfangreichen Bände handeln. Sie geben aus den Archiven der Ostindien-Kompanie eine Fülle von Dokumenten aus der Zeit von 1613—1619. Diese Dokumente sind von dem Bibliothekar der Gesellschaft, Peter Pratt, in den Jahren um 1820 in mühseliger Arbeit gesammelt worden. Jetzt werden sie durch den englischen Konsulatsbeamten M. Paske-Smith uns zugänglich gemacht.

Diese Dokumente geben im 1. Band im wesentlichen ein Bild von dem äußeren Verlauf der englisch-japanischen Handelsbeziehungen, vermitteln aber dabei auch viel Material, das für die Geschichte des Welthandels von Wert ist: Statistiken der gehandelten Waren, der Preise für die Waren. Dabei ist interessant, daß die Japaner lieber chinesische und indische Waren kauften als englische. So wird mehrfach Klage geführt, daß vor einer Erschließung Chinas ein Handel mit Japan kaum lohnend sein werde. Selbst daß der König vor England dem Shogun die englischen Wollstoffe anpries, scheint nicht viel genützt zu haben. Am wertvollsten für Völkerkunde und Religionswissenschaft ist der erste Teil des zweiten Bandes. In diesem ist aus den Dokumenten alles Material, systematisch geordnet, wiedergegeben worden, das sich auf die politischen Verhältnisse, das Volkstum und die Religionen Japans bezieht. In einem Anhang wird hier sogar gleichwertiges Material aus holländischen Quellen geboten, die in die Hände der englischen Ostindien-Kompanie gekommen waren. Den Schluß bilden Dokumente über die Versuche zur Wiederaufnahme des englischen Handels und über den Handel der Portugiesen und Holländer.

Es gibt nun ja über das Japan des 17. Jahrhunderts eine ziemliche Zahl zeitgenössischer europäischer Berichte, darunter auch von Cocks, einem der Agenten des englischen Handels in Japan. Aber gleichwohl ist dies neue Werk, das uns eben in Dokumenten und Briefen in das Getriebe jener Zeit hineinsehen läßt, sehr willkommen. Soweit ich zu urteilen vermag, wird das Bild, das wir aus den anderen Quellen vom Japan dieser Zeit haben, durch dies neue Buch nicht verändert, aber es wird nur neu belebt und mag auch in Einzelheiten berichtigt werden. Das zu untersuchen, geht über den Rahmen dieser Zeilen hinaus. Was vom religiösen Leben Japans berichtet wird, ist zuverlässig und gut beobachtet, natürlich mit den Augen der Europäer jener Zeit. Dies Buch muß nun ausgewertet werden, es liegt in ihm eine Fülle Stoff, Stoff von interessantem Reiz.

Hara, Shinkichi: **Die Meister der japanischen Schwertzieraten.** 2., vollständig neubearb. u. ergänzte Aufl. Hamburg: Verlag des Museums für Kunst und Gewerbe 1931. (XXVII, 291 S.) 4°. RM 20 —. Bespr. von Ludwig Bachhofer, München.

Dies für die Erforschung des japanischen Schwertschmuckes unentbehrliche Werk, das in erster Auflage 1902 erschienen war, wird in einer zweiten, vollständig neubearbeiteten und ergänzten Ausgabe vorgelegt.

Anlage und Durchführung sind die gleichen geblieben: an einen bedauerlich kurzen „Überblick über die Geschichte der japanischen Schwertzierraten" (S. IX—XXI) schließt sich der Index der Meisternamen an, hinter denen sich Titel, Wohnort, Schulzusammenhang und Lebenszeit im Telegrammstil vermerkt finden; manchmal wird das eine oder andere datierte Werk des betreffenden Meisters angeführt. Als sehr folgenschwer werden sich die Lesungen japanischer Eigennamen durch Hara herausstellen, denn bei größeren Sammlungen kommt das einer Neubearbeitung und Umbenennung gleich.

Es ist interessant, daß sich Hara auch heute noch zu der Auffassung bekennt, daß die Mehrzahl der sogenannten Plattner-Tsuben Erzeugnisse des XVI. Jahrhunderts seien und nicht solche des XIII.—XV. Jahrhunderts. Seiner Ansicht nach wurden in jenen Zeiten für die Zeremonialschwerter Shitogi- und Aoi-Tsuba verwendet, für das Gebrauchsschwert meist Nui-Tsuba, d. h. solche aus schwarzgelacktem Leder, oder unverzierte eiserne Stichblätter, die höchstens symmetrisch angeordnete ovale oder herzförmige Durchbrechungen zeigten. Hara bildet ein solches Stichblatt vom Jahre 1286 ab und führt weitere Nachrichten dafür an, daß Schwerter mit solchen Stichblättern von hohen Herren an berühmte Helden verschenkt wurden. Wogegen man allerdings einwenden könnte, daß es sich vielleicht um alte, ehrwürdige Waffen gehandelt habe, die nichts über den damaligen Geschmack aussagten. Auf der andern Seite sei aber die Tatsache erwähnt, daß ein 1299 im Atsutajinja (Nagoya) geweihtes Schwert ein Tsuba aus vergoldeter Bronze mit ziselierten Kranichen besitzt.

Als die ältesten dekorierten Stichblätter sieht Hara die Sukashi-Tsuba an, deren Dekor in negativer Silhouette erscheint; Stichblätter mit Schmuck im positiven Schattenriß kamen seiner Meinung nach erst in der 1. Hälfte des XVI. Jahrhunderts auf.

Eine weitere aufsehenerregende Behauptung stellt Hara auf, indem er Kaneiye, den er als „den allergrößten Tsuba-Meister" bezeichnet, ans Ende des XVI. Jahrhunderts setzt, ihn also um rund 150 Jahre jünger macht als bisher angenommen wurde. Haras Beweisführung ist hier nicht ganz glücklich; am gewichtigsten scheinen mir die beiden Argumente, daß man im XV. Jahrhundert noch nicht signierte und daß Kaneiyes Wohnort Fushimi erst nach 1594, als Hideyoshi sich dort niedergelassen hatte, aus ein paar elenden Bauerndörfern sich zu einer belebten Stadt entwickelt hatte.

Damit ist der Begründer des „malerischen" Dekors seiner isolierten Stellung enthoben und einer Epoche zugewiesen, deren Stilcharakter seinen Werken weit mehr entspricht als der des XV. Jahrhunderts; denn damit ist die Kontinuität zwischen den Werken Kaneiyes und den Werken jener Meister hergestellt, die offenbar von ihm beeinflußt sind und die alle dem XVII. Jahrhundert angehören.

Zum Schluß sei noch auf die Ergänzungen E. Franckels und O. Kümmels zu Haras Meisterliste in der Ostas. Zeitschr. N.F. 8, 1932, pp. 293sg. hingewiesen.

Australien, Polynesien, Afrikanistik.

Tisserant, R. P. Charles: **Dictionnaire Banda-Français.** Paris: Institut d'Ethnologie 1931. (III, 611 S.) 4°. = Université de Paris. Travaux et Mémoires de l'Institut d'Ethnologie, XIV. 112 Fr. 50. Bespr. von E. Dammann, Hamburg.

Nachdem im Jahre 1930 eine Grammatik über das Banda veröffentlicht ist, liegt nunmehr das von demselben Verfasser gearbeitete Lexikon vor. Beide Publikationen stellen eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis zentraler Sudansprachen dar. Tisserant beginnt sein Lexikon mit einer kurzen Einleitung, die sich im wesentlichen mit der Phonetik des Banda befaßt. Daneben findet sich dort eine Aufzählung zahlreicher Dialekte, soweit sie im Wörterbuch verarbeitet sind. Auf den Hauptteil des Buches, der das eigentliche Lexikon enthält, folgt in zwei Anhängen eine Aufzählung von Tier- und Pflanzennamen. Es ist zu begrüßen, daß häufig die lateinische Bezeichnung hinzugesetzt ist. Daß öfter etwas über die Rolle gesagt wird, welche Tiere und Pflanzen im Denken und in der Wirtschaft des Eingeborenen spielen, erhöht den Wert der Anhänge. Für die Benutzung des Buches wäre es allerdings wohl ratsam, solche Anhänge in dem eigentlichen Wörterbuch zu verarbeiten. Ein Nachtrag enthält Verbesserungen und Berichtigungen.

Ein vollkommenes Urteil über das Werk kann nur jemand abgeben, der wie der Verfasser das Banda beherrscht. Wer das nicht kann, wird nur einige allgemeinere Bemerkungen machen können. Wegen der vielen gleichlautenden Wurzeln wäre eine Bezeichnung der in den Sudansprachen so wichtigen Tonhöhen erforderlich. — Bei einigen Worten glaubt Tisserant an eine Herkunft aus dem Bantu. Wenn er diese allgemein als *bantou* bezeichnet, dürfte es sich empfehlen, die konstruierten Formen des Urbantu anzugeben. Dann würden die Banda-Worte *nju* „trinken" nicht auf *-nywa* oder *-nwa*, sondern auf *mûa*[1] und *ve* „sich Kleider anziehen" nicht auf *-vaa*, sondern auf *-vûala* zurückzuführen sein (S. 2). — Auf die von der in der deutschen Afrikanistik bevorzugten Schreibweise abweichenden Lautbezeichnungen hat schon Meinhof hingewiesen (Zeitschr. für Eingeborenen-Sprachen 22 S. 157—58).

Das Lexikon ist aber, aufs Ganze gesehen, eine gründliche Arbeit, deren Wert noch dadurch erhöht wird, daß es nicht nur eine trockene Vokabelaufzählung enthält, sondern darüber hinaus eine reiche Phraseologie bietet.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Asia Major 7 1931:

1/2 1—149 S. Behrsing, Das Chung-Tsi-King (衆集經) des chinesischen Dirghâgama. (Übersetzung nebst sehr zahlreichen Bemerkungen. Einleitung sowie ein

1) Die Schreibung der Urbantuwörter erfolgt nach W. Bourquin, Neue Ur-Bantu-Wortstämme, Berlin 1923.

Glossar Chinesisch-Pali sollen folgen.) — 150—6 †A. Conrady, Zu Lao-Tze Cap. 6 (Auseinandersetzung insbes. mit der De Grootschen Übersetzung der Stelle). — 157—78 L. D. Barnett, Index der Abteilung mDo des handschriftlichen Kanjur im Britischen Museum (Or. 6724). — 179—241 F. Biallas, K'üh Yüan's „Fahrt in die Ferne" (Yüan-Yu) II (Erklärende Übersetzung). — 242—70 L. Vanhée, Le précieux Miroir des quatre éléments (Über den algebraischen Traktat „Sï-yüan-yü-gien 四元玉鑑" des Dschu Schï-gie 朱世傑). — 271—90 Schurhammer, G., Das Forschungsinstitut für indische Geschichte am Franz Xaver Kolleg zu Bombay.

3 307—78 N. Poppe, Skizze der Phonetik des Bargu-Burjätischen (nebst einem phonetischen Wörterverzeichnis). — 379—408 R. Dangel, Siamesische Traumdeutungskunst (Auswahl älterer siamesischer Traumdeutungen nach einem modernen siamesischen Traumbuch von Lüöng Vichitvathkan). — 409—68 †A. Conrady, Yih-King-Studien (Im Dienste der These, daß das I-ging ein altes Wörterbuch ist). — 469—82 W. Fuchs, Neues Material zur mandjurischen Literatur aus Pekinger Bibliotheken (Aufzählung und Nachweis von 36 Werken). — 483 S. Behrsing, Nachträge und Verbesserungen zum „Chung-Tsi-King. — 484—5 W. Fuchs, Nachtrag zum Artikel „Zum mandjurischen Kandjur". — 486—9 E. Haenisch, Indexarbeiten des Leipziger Ostasiatischen Seminars. — 490—508 *A. Wedemeyer, Japanische Frühgeschichte (O. Nachod). — 518—28 Bücher- u. Zeitschriftenschau (Listen in China erschienener Werke und Zeitschriftenschau des „Schï-hüe-nien-bau" und des „Yen-ging-hüe-bau").

4 529—55 A. Wedemeyer, Über die Sonnenflagge Japans (Übersetzung des Artikels 國旗 Kokki aus dem Kokushi-daijiten anläßlich der Schurhammerschen Deutung des sogen. Sonnenschirms des hl. Franz Xaver). — 556—72 J. J. Heeren, Father Bouvet's Picture of Emperor K'ang Hsi (Über Bouvet's 1699 erschienene „Histoire de l'Empereur de la Chine présentée au Roy"). — 573—628 P. Schmidt, Chinesische Elemente im Mandschu I (Einleitung und Wörterverzeichnis von a-fanse). — 629—41 E. Hauer, Ein Thesaurus der Mandschusprache (Proben des handschriftlich von H. zusammengestellten Wörterbuchs). — 642—4 B. Schindler, Friedrich Weller „Über das Brahmajālasūtra (Voranzeige). — 658—74 W. Gundert, Japanische Zeitschriften und Bücher (Systematisch angeordnete Bibliographie von Neuerscheinungen). W. S.

Klio 25 1932:

1/2 1—21 R. Hennig, Die westlichen und die nördlichen Kultureinflüsse auf die antike Mittelmeerwelt. — 22—31 St. Przeworski, Vorderasien und Osteuropa in ihren vorgeschichtlichen Handelsbeziehungen. — 34—9 C. W. M. Cox and A. Cameron, A native Inscription from the Myso-Phrygian Borderland. — 50—71 F. v. Suhtscheck, Wolfram von Eschenbachs Reimbearbeitung des Pârsîwalnâmâ. — 72—85 A. Pritik, Weiteres zum Mitregenten des Ptolemäos II. Philadelphos. — 132—40 E. Honigmann, Neue Forschungen über den Syrischen Limes, Zu Musils Reisen 1908—15.

3 289—333 R. v. Fischer, Das Zahlenproblem im Perserkriege.

26 1932:

1 1—28 J. Sturm, Zur Datierung der El-Amarna-Briefe. — 29—31 F. Cornelius, Die Schlacht bei Sardes. — 39—55 F. Miltner, Die staatsrechtliche Entwicklung des Alexanderreiches. — 67—95 A. Schalit, Josephus und Justus. — 114—20 A. Solari, Il non Intervento nel Conflitto tra la Persia e Valente. E. P. B.

Language 7 1931:

4 229—41 H. V. Velten, On the Origin of the Categories of Voice and Aspect. — 242—51 E. H. Sturtevant, The Origin of the Medio-Passive (Die mediopass. Formen sind, wie aus der Bildung der betr. Formen des Hittit. gefolgert wird, aus nominalen [Inf. und Partiz.-]Formen erwachsen). — 252—3 Ch. L. Mudge, Ten Hittite Etymologies (1. *alpaš* 'Wolke' zu lat. *albus* etc. 2. *maniyah-* 'govern, appoint' zu lat. *manus* etc. 3. *kuttar* 'Nacken' zu lat. *guttur* etc. 4. *lappaš* 'heiß' zu gr. λάμπω etc. 5. *malta-* 'recite' zu ahd. *meldōn* etc. 6. *paršiya-* 'brechen' zu lat. *part-* etc. 7. *haraš* 'Adler' zu got. *ara* etc. 8. *ḫuwantiš* 'Wind' zu lat. *ventus* etc. 9. *mugai* 'lament' zu lat. *mugio* etc. 10. *tukka-* 'fallen' zu gr. τυγχάνω). — *S. G. Mohiuddin Qadri, Hindustani Phonetics (W. Norman Brown); *Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft. Zweiter Teil: Die Erforschung der indogerm. Sprachen. Bd. 5, Lief. 1: Hethitisch und Kleinasiatische Sprachen, von Joh. Friedrich; Bd. 5, Lief. 4: Etruskisch, von E. Fiesel (Rol. G. Kent).

8 1932:

1 1—10 E. H. Sturtevant, The Ablative in Indo-European and Hittite (Aus **-tos*, Null-Stufe **-ts* entstand idg. unter gewissen Sandhi-Bedingungen **-t*. Im Hitt. wurde dies als Instr. verallgemeinert, während **-ts* als Abl. diente. Aus **-ts* wurde idg. **-s*, das in gr. καλῶ-ς u. a. erscheint sowie in Ablativen aller Deklinationen außer den *o*-Stämmen). — 11—7 W. Norman Brown, Some Lexical Notes in Sanskrit, Jaina Mahārāṣtri Prākṛit and Apabhraṃśa. — 18—26 Rol. G. Kent, The Development of the Indo-European Dental Groups (Praeidg. *tst*; im Ital., Kelt. und Germ. *tst* > *ss*; im Ind. > *tt*. Der Sibilant in der praeidg. Gruppe *tst* (aus *t* + *t*) ist zu erklären aus einer Aussprache der Gruppe *tt* als zwei getrennte Verschlußlaute, nicht als Konsonantenlänge). — 27—50 Melville Jacobs, Notes on the Structure of Chinook Jargon.

2 119—32 E. H. Sturtevant, The *s*-Aorist in Hittite (Die hitt. *s*-Praesentien der *mi*-Konjugation entsprechen idg. *s-*, *sa-* und *iṣ-* Aoristen, die Praeterita mit 3. sg. auf *-s* der *ḫi*-Konj. entsprechen idg. Aoristen mit gelängtem Wurzelvokal; die hitt. Praeterita mit 3. sg. auf *-sta* der *ḫi*-Konj. stellen eine Kontamination der beiden anderen Arten dar, schließen aber auch einige Formen ein, die den idg. Aoristen mit *siṣ* ähneln). — *T. H. Leroux & P. De Villiers Pienaar, Afrikaansche Fonetiek (W. I. Graff).

3 177—82 St. Einarsson, Parallels to the Stops in Hittite (Das Problem der Doppelkonsonanten im Hitt. wird beleuchtet durch den Hinweis auf die Neigung zur Längung von stimmlosen Verschlußlauten im Gegensatz zu den stimmhaften in verschiedenen Sprachen). — 183—99 L. H. Gray, On Indo-European Noun-declension, esp. of *o-* and *ā*-Stems.

Language-Dissertations.

12 1932:

1—83 Gr. Sturtevant Hopkins, Indo-European *Deiwos and Related Words. H. Jensen.

Litterae Orientales 1932:

49 1—10 O. G. von Wesendonk, Über die Verwendung des Aramäischen im Achaemenidenreich.

50 1—5 Chuan Chen, Goethe und die chinesische Erzählungsliteratur. — 5—9 Goethe in orientalischen Sprachen. R. P.

52 1—11 Adolf Rücker, Anton Baumstark zum 60. Geburtstag (m. ausf. Verz. seiner Schriften). — 12—27 Stefan Przeworski, Die archäologischen Forschungen im vorgriechischen Kleinasien. Wr.

Mededeelingen van de Kirtya Liefrinck-van der Tuuk 1930:

2 5—25 Beeuwkes-Cox, Verslag der Werkzaamheden (enthält vor allem Ergänzungen und Berichtigungen zu der Literaturliste von Aflevering 1 sowie eine Liste des derzeitigen Besitzes an Palmblatthandschriften). — 27—31 Bijlage I, R. Goris, Odalan poera Poesĕr ing Djagat te Pèdjèng (Beschreibung eines im fünften Monat des balinesischen Jahres abgehaltenen drei- oder siebentägigen Jahresfestes). — 33—7 Bijlage II, R. Goris, Odalan poera dalĕm te Galiran [Boeleleng] (Beschreibung des gleichen Festes in einem anderen Tempel, mit Plan der Anordnung von Götterbildern und Opfergaben). — 39—42 Bijlage III, W. F. Stutterheim, Een poortje van de Tafelhoek (Über die freie Nachbildung eines Boroboedoer-Portals auf Bali). — 43—9 Bijlage IV, W. F. Stutterheim, Bronzen beeldjes van Bali (behandelt neuaufgefundene Bronzefiguren mit Zügen hinterindischer Kunst). — 51—5 Bijlage V, Th. van Erp, Het „Mĕtrĕnggi" in de Balische bouwbeeldkunst (über ein in Nord-Bali auf Skulpturen aufgemaltes weißes Wellenornament).

3 1—8 Beeuwkes-Cox, Verslag der Werkzaamheden (hervorzuheben die Begründung der balinesischen Monatsschrift Bhāwanāgara und eines Museums für balinesische Kunst). — 9—35 Beeuwkes-Cox, Het huidige lontar-bezit der Kirtya (alphabetisches Register der im Besitze der Kirtya befindlichen Palmblatthandschriften). — 37—53 Bijlage I, R. Goris, Secten op Bali (gedrängte Übersicht über die Unterabteilungen des heutigen Hinduismus auf Bali, unter Berücksichtigung des Buddhismus). — 55—6 Bijlage II, W. F. Stutterheim, Nog eens de kleizegels van Pèdjèng (Über neu gefundene Siegel mit mantras aus Stupas an einem magisch gefährlichen Orte). — 57—64 Bijlage III, W. F. Stutterheim, Rotskluizenarijen op Bali (Verzeichnis und kurze Charakteristik der bis jetzt auf Bali gefundenen, scheinbar immer an magisch gefährlichen Punkten gelegenen Felseneinsiedeleien). — 65—73 Bijlage IV, Jaar-rapport van den staaen-verrichtigen van de stichting Liefrinck-van der Tuuk over het jaar 1930. A. Zieseniss.

Mercure de France 233 1932:

806 257—69 F. Delhorbe, La société des nations en Mandchourie.

807 513—32 A. Legendre, Où va la Chine? Comment la sauver d'elle-même.

234 1932:

809 257—71 G. Bonneau, Bouddha japonais.

235 1932:

811 31—59 G. S. de Morant, L'acuponcture chinoise.

236 1932:

816 532—65 J. Dorsenne, Splendeurs et misères de l'Indochine.

237 1932:

817 5—23 A. Legendre, La vérité sur le conflit sino-japonais. — 24—70 P. Remilinger, Les chiens de Constantinople.

240 1932:

827 339—54 Ch. Vellay, Les nouvelles fouilles d'Hissarlik et le problème topographique de Troie. E. P. B.

Minervazeitschrift 8 1932:

1/2 27—31 H. Bergmann, Palästina (Länderbericht).

3/4 50—2 J. Lemcke, Das Deutsche Bibelarchiv in Hamburg. E. P. B.

Mitteilungen d. Deutsch. Instituts f. ägypt. Altertumskunde in Kairo 2 1931:

1 1—21 Max Meyerhof, Joannes Grammatikos (Philoponos) von Alexandrien und die arabische Medizin (m. 3 Taf. Umfangreiche biogr. Skizze mit Richtigstellung zahlreicher bisher verbreiteter Irrtümer, insbesondere ist die gesamte ihm zugeschriebene medizin. Schriftstellerei apokryph. Dazu Mitt. einer pseudepigraphischen medizin. Schrift des I. G. a. d. Nationalbibliothek in Kairo). — 22—38 Dora Zuntz, Koptische Grabstelen. Ihre zeitliche und örtliche Einordnung (m. 3 Taf. grundlegend). — 39—73 E. Neuffer, K. Bittel und S. Schott, Bericht über die 2. vom Dtsch. Inst. f. äg. Altert.-K. nach dem Ostdelta-Rand und in das Wadi Tumilat unternommene Erkundungsfahrt (m. 7 Taf. u. 10 Abb.).

2 75—126 Günther Roeder u. a., Vorläufiger Bericht über die deutsche Hermopolis-Expedition 1929—30 (m. 18 Taf. u. 17 Abb., wird besonders besprochen). — 127—34 M. Pieper, Ein Brief Goethes über Ägypten (an Rühle von Lilienstern, mit Bemerkungen über Goethes sonstige Äußerungen über Ägypten). — 135—6 L. Keimer, Eine merkwürdige Darstellung der die Sonne preisenden Paviane (m. Abb. dreier kleiner Gruppen, 2 Paviane einen Gegenstand anbetend, der einmal deutlich ☉ ist, während bei den beiden anderen Gruppen wohl 4 ☉ in abnehmender Größe übereinandergestellt scheinen; sie sind wie das einzelne ☉ rot gefärbt). — 137—8 L. Keimer, Zu Appelts Aufsatz „Lotusfrucht als Ornament" (Bd. I S. 153 widersprechend). — 139—40 L. Keimer, Ein Stelen-Fragment aus Tuna (m. Taf. 8 Ibisse = die 8 Urgötter von Hermopolis). — 141—9 H. Junker, Wissenschaftliche Untersuchungen in Ägypten und Nubien 1930/1. a) Die Grabungen des Service des Antiquités in Nubien (bes. Anibe Festung, Ortschaft und Friedhof der C-Gruppe); b) Grabungen der Universität Kairo bei den Pyramiden von Giza (darunter ein unberührtes Frauengrab); c) die Grabung der Universität Kairo bei Maadi (neolith. Siedelung, Beziehungen zu Merimde-Beni Salame und dem Fayum, in der Klingentechnik mit Oberägypten); d) die Grabung der Universität Kairo bei Aschmun (späte Gräber hinter dem Petosiris-Grab, bis in die Spätantike hineinführend); e) Grabungen der Pennsylvania University Philadelphia bei Medum (die Ziegelmastabas des Rahotep, Ranefer aus der Nefermaat hatten keine glatte, sondern eine gegliederte Front; Wiederherstellung des Sarges der Gattin Rahoteps, der auch genischt war. Mast. Nr. 8 gehört wohl einem [8.] Sohn Snofrus). Wr.

Nuova Antologia 67 1932:

1436 170—6 F. di Filippi, La Esplorazione dell'Uabi. Uebi-Scebelli delle sue sorgenti nella Etiopia meridionale alla Somalia italiana (1928—29).

1442 469—77 A. Sardi, In Sciangai all' inizo del conflitto.

1443 103—16 R. Tritonj, I tumulti di Cipro e l'azione politica dell' Ortodossia.

1444 145—58 G. B. Dainelli, Marco Polo detto Milione ed il suo libro su Le Meraviglie del Mondo.

1447 102—16 G. Riccioti, Palestina sotteranea.

1450 487—502 C. Zoli, Gli ultimi avvenimenti in Etiopia. — 503—13 P. Ducati, Lo stato presente degli studi etruschi.

1452 228—36 F. d'Ancira, La fine delle Capitolazioni in Turchia.

1457 348—59 G. Coppola, Papiri italiani.

1458 516—24 E. di San Martino Valperga, Il teatro giapponese. E. P. B.

Mit einer Beilage des Verlags W. de Gruyter & Co., Berlin.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.